1,50 DM / Band 158
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Spiegel-Dämon

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Spiegel-Dämon

John Sinclair Nr. 158

von Jason Dark

erschienen am 14.07.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Spiegel-Dämon

Bill Conolly streifte seine Jacke über und nahm die Fotoausrüstung vom Haken. Dann drehte er sich um und wollte zur Tür gehen, doch Sheila hielt ihn fest.

»Willst du wirklich ohne Frühstück los?«

Bill hob die Schulter. »Du weißt, daß ich es eilig habe, Darling. Ich möchte unbedingt über diesen Umweltskandal schreiben. Deshalb will ich mir auch den Tatort ansehen.«

»Ja, ja, ich verstehe dich.«

Bill lachte wie ein großer Junge.

»Alles klar?«

»Nein«, der Reporter stockte. »Habe ich sonst noch etwas gemacht, für das ich mich schuldig fühlen müßte?«

»Ja du könntest dich von deinem Sohn verabschieden. Schließlich wird er dich heute kaum zu Gesicht bekommen und mich deshalb mit Fragen durchlöchern.«

Bill schlug sich gegen die Stirn, dann tippte er Sheila mit dem Finger an.

»Siehst du, Darling, das ist ein triftiger Grund. Für Johnny verschiebe ich meine Abreise.«

Bill drückte sich an seiner Frau vorbei und ging zu Johnnys Zimmer. Vorsichtig klopfte er gegen die Tür.

»Bist du schon wach, Großer?«

»Daddy!« juchzte der Kleine.

Bill drückte die Tür auf.

Johnny saß in seinem Bett. Er trug einen roten Schlafanzug und sah richtig putzig darin aus. Sein Haar war noch zerzaust, aber die Augen blickten hell und klar. Darin war nichts mehr von der Müdigkeit zu erkennen.

»Gehst du weg, Daddy?«

»Ja, mein Lieber.« Der Reporter nahm auf dem Bettrand Platz. »Ich wollte dir nur noch Good bye sagen.«

Johnny lächelte. »Das finde ich toll, Daddy.« Er schlang seine Arme um Bills Nacken, und der Reporter drückte seinen kleinen Sohn fest an sich.

Johnny war der große Stolz der Conollys. Das konnte er auch sein, denn er entwickelte sich prächtig. Mit seinen knapp drei Jahren war er ein richtiger Sausewind geworden und hatte nichts als Streiche und Dummheiten im Kopf. Er hielt seine Eltern auf jeden Fall ganz schön in Atem.

Fest schlang er seine Arme um Bills Nacken. Erstaunlich, welche Kraft der Kleine schon hat, dachte Bill und machte sich frei. »Und jetzt sei schön brav, und ärgere Mummy nicht zu sehr.«

»Nein, nein.« Johnny schüttelte den Kopf. Seine blonden Haare flogen. Dann schaute er seinen Vater an, wobei er das Gesicht etwas schief legte.

»Ist was?« lächelte Bill.

»Ja, Daddy. Weißt du, was ich jetzt möchte?«

Bill lachte. »Nein, mein Liebling.«

»Ich möchte dir die Kehle durchschneiden«, erwiderte der Kleine mit ernster Stimme…

Bill Conolly war viel zu geschockt und überrascht, um eine Antwort geben zu können. Er sagte nichts, sondern holte nur tief Luft. Dann schaute er seinem Sohn in die Augen.

Johnny grinste ihn an. Er lächelte nicht, nein, er grinste. »Hast du gehört, Daddy?«

»Nein, nein…«

»Dann sage ich es dir noch einmal!«

Bill wurde ärgerlich. Er legte seine Hände auf die schmalen Schultern des Jungen. »Ich will nichts hören, Johnny. Hast du mich verstanden?«

»Sicher, Daddy.«

»Dann ist es gut.« Bill stand auf, strich dem Jungen noch mal über das Haar und ging.

Immer das verdammte Fernsehen, dachte er. Ob Johnny wieder einen Film gesehen hatte, der gar nicht für ihn bestimmt war? Sicherlich, denn woher hätte er diesen Satz haben können? Seinem Vater die Kehle durchzuschneiden!

Noch ziemlich verstört kehrte Bill zu seiner Frau zurück. Sheila schaute ihn an.

»Hast du was, Bill?«

»Nein, wieso?«

»Ich meine nur, du siehst so blaß aus.« Sie lachte. »Dir fehlt sicherlich das Frühstück.«

»Bitte nicht! Ich habe keinen Hunger.«

»Na dann. Aber irgendwas ist doch mit dir, Bill?«

»Ich mußte nur gerade an das Öl denken, das diese Firma rücksichtslos in die Themse gekippt hat.«

Sheila nickte. »Ja; das ist schlimm.« Sie brachte ihren Mann noch bis zur Tür.

»Und gib gut auf den Kleinen acht«, sagte der Reporter.

»Aber das mach ich doch immer«

»Klar, natürlich.« Bill hauchte seiner Frau einen Kuß auf die Lippen und ging zur Garage, wo sein Porsche stand. Er schwang sich in den Wagen und rauschte los.

Sheila winkte ihm nach. Ein Windstoß fuhr durch das lange Haar und wirbelte es hoch. Sheila war schon frühlingshaft gekleidet. Sie trug eine rote Bluse und einen Rock im Indian Look. Das Kleidungsstück reichte bis zu den Waden. Sie ging wieder zurück, als Bill nicht mehr zu sehen war.

Johnny lag noch im Bett. Er sah auf, als Sheila ins Zimmer schaute. »Ist Daddy schon weg?«

»Ja, mein Schatz, er ist gefahren.«

»Schade.«

»Wieso?« Sheila setzte sich wie ihr Mann zuvor auch auf die Bettkante.

»Ach, ich hätte gern noch etwas getan.«

»Was denn?«

»Nichts, Mummy, nichts. Fiel mir nur so ein.«

»Morgen wird Daddy wieder mit dir spielen oder noch mal zu dem Mirror Man gehen.«

Plötzlich leuchteten die Augen des Jungen. »Ja, der Spiegelmann, das ist gut.«

»Hat dir das gefallen?«

»Natürlich, Mummy. Der war ganz große Klasse. Das ist ein Freund von mir.«

»Dann wird Daddy sicherlich noch mal mit dir hingehen.«

»Ich habe sogar von ihm geträumt.«

»Und?«
Johnny senkte den Kopf. »Nichts. Ich habe es wieder vergessen. Komisch, nicht?«
Sheila lachte. »Das passiert nicht nur dir, sondern auch uns Erwachsenen. Wir vergessen oft Träume. Jetzt aber los, aufstehen und anziehen, sonst wird dein Kakao kalt.« Sheila erhob sich und suchte einige Kleidungsstücke für ihren Sohn aus dem Schrank.
Johnny weigerte sich, in seine Sachen zu schlüpfen. Er sprang aus dem Bett und lief weg. Sheila versuchte ihn zu fangen.
Doch Johnny war schnell. Auf seinen kurzen Beinen trippelte er durch das Zimmer und kroch unter sein Bett.
»Willst du wohl vorkommen?« rief Sheila. Sie bückte sich, um ihren Sohn zu sehen.
Im nächsten Augenblick zuckte sie zurück. Etwas hatte sie hart an der Stirn getroffen. Johnny hatte den Gegenstand geworfen, einen Bauklotz.
»Au!« Sie zuckte zurück.
Johnny aber lachte. Kein helles Kinderlachen, sondern eher schadenfroh.
Sheila wunderte sich einen Augenblick. Da kam Johnny auf der anderen Seite des Bettes hervorgekrochen und blieb stehen.
Diesmal ging er sogar freiwillig zu Sheila, plapperte drauflos und wurde von Sheila ins Bad geführt, wo es das nächste Drama gab, denn die Morgentoilette war immer eine Sache für sich. Da hatte Johnny auch seinen eigenen Kopf.
Bis Sheila ihn gewaschen hatte, vergingen zehn Minuten. Und die gleiche Zeit verstrich, bis Johnny endlich fertig angezogen vor seiner Mutter stand.
»Und jetzt wird gefrühstückt«, sagte Sheila.
Der Kleine nickte.
Sheila hatte den Tisch bereits gedeckt. Johnny bekam sein Spezialgeschirr. Es war unzerbrechlich und bunt angemalt. Der Kakao war noch warm.
Sheila schenkte ein und lächelte ihren Sohn an, der ruhig am Tisch saß und seine kleinen Hände gefaltet hatte. Auch einen Latz hatte Sheila ihm umgebunden.
»Was möchtest du?« fragte sie.
»Das«, sagte Johnny und streckte seinen Arm aus.
Sheila nickte. »Das Hörnchen.« Sie schnitt es einmal quer durch und tunkte Marmelade auf die Schnittstelle. So hatte Johnny das gern. Seine Augen glänzten, als er das Hörnchen in den Mund steckte.
Da klingelte das Telefon.
Sheila seufzte auf und verdrehte die Augen. Auch Johnny aß nicht mehr weiter. Er schaute seiner Mutter nach, die aufgestanden war und

in die Diele ging, wo auch ein Apparat stand.
Johnny blieb zurück.
Und plötzlich änderte sich sein Gebaren. Er verzog das Gesicht und schleuderte im nächsten Augenblick voller Wut das Hörnchen gegen die Wand. Gleichzeitig nahm sein Gesicht einen bösen Ausdruck an. Die Mundwinkel verzogen sich, und die Augen glitzerten.
Johnny hatte etwas entdeckt.
Das Messer!
Es lag auf dem Tisch, denn Sheila hatte sich zuvor etwas Braten abgeschnitten.
Dazu brauchte sie das Messer mit der Säge. Normalerweise legte sie es weg und brachte es vor Johnny in Sicherheit, aber an diesem Morgen waren sie sowieso schon zu spät dran, und da lief eben alles anders. Vor allen Dingen hatte der Anruf gestört.
Für Johnny war das Messer richtig.
Er kletterte auf die Sitzfläche seines Stuhls, beugte sich über den Tisch und streckte seinen rechten Arm aus.
Die Finger berührten zwar den Griff, mehr geschah nicht. Sie rutschten ab.
Johnny strengte sich noch weiter an. Und dann packte er es. Der Kleine hielt das Messer fest.
Seine Hand schloß sich.
Ein Geräusch drang aus seinem Mund, das so gar nicht zu ihm passen wollte. Es glich mehr einem gefährlichen Knurren. Als Johnny sich die Schneide des Messers vor die Augen hielt und darin sein Spiegelbild sah, da begannen seine Augen zu funkeln.
Ja, so war es richtig!
Johnnys Zunge fuhr über die Lippen. Er sprang vom Stuhl und hörte schwach die Stimme seiner Mutter.
Sheila telefonierte weiter.
Johnny aber wandte sich, zur Tür. Er versteckte das Messer hinter seinem Rücken und zog mit einer Hand die Tür auf. Er verbreiterte den Spalt so weit, daß er in die Diele schlüpfen konnte.
Sheila wandte ihm den Rücken zu.
Johnny hörte wohl ihre Stimme, doch er brachte die Worte in keinen sinngemäßen Zusammenhang, denn Sheila telefonierte mit einem ihrer Direktoren, die die Firmengruppe leiteten.
Johnny tappte näher.
Sheila war so in ihr Gespräch vertieft, daß sie auf die Umgebung gar nicht achtete. Sie überhörte Johnnys Schritte, die von dem Teppich noch gedämpft wurden.
Johnnys Plan schien zu gelingen. Und er hörte auch die fremde Stimme in seinem Kopf.
War dein Traum nicht schön? Du hast doch alles schon gesehen,

mein Kleiner.

Endlich geht es in Erfüllung. Ich mache Träume wahr. Bald werden viele Leute das tun, was sie in ihren Träumen erlebt haben. Du kannst mir glauben.

Der Kleine nickte und sprach selbst einige Worte, die jedoch niemand verstand.

Sheila redete noch immer. »Nein«, sagte sie soeben. »Dazu bin ich nicht Fachmann genug, das müssen wirklich andere entscheiden. Wenn die jedoch eine positive Meinung haben, stimme ich auch zu.«

Jetzt redete der andere, und Sheila hörte zu.

Johnny aber schlich weiter. Die Stimme trieb ihn voran. Mach es wie im Traum. Du weißt es doch…

Der Kleine nickte. Er änderte die Haltung seiner Hände, nahm sie hinter dem Rücken hervor, und wieder blitzte die Klinge des Küchenmessers auf. Der Stahl schimmerte leicht bläulich, deutlich war die Säge an der unteren Kante des Messers zu erkennen.

Sheila war ahnungslos.

Sie stand dort und telefonierte.

Wie Johnny es in seinem Traum gesehen hatte. Und nicht nur im Traum. Auch schon vorher…

Wenn seine Mutter nicht mehr war, dann würde er auf seinen Vater warten…

Johnny hob die rechte Hand. Sehr fest umschloß seine rechte Faust den Griff.

»Nein, das kann ich nicht«, sagte Sheila in diesem Augenblick. »Wirklich, das ist nicht möglich. Sie müssen verstehen…« Sie regte sich auf und ging einen kleinen Schritt zur Seite.

Ein Erwachsener hätte sie trotzdem getroffen. Doch Johnnys Arme waren nicht lang genug. Die Klinge ratschte in Sheilas Rock, durchtrennte den Stoff, den Strumpf, und riß eine Schramme in ihren Oberschenkel.

Im ersten Moment war Sheila so überrascht, daß ihr der Hörer aus der Hand rutschte und auf die Gabel fiel. Dann drehte sie sich um.

Johnny stach zum zweitenmal zu. Ein Schritt zurück brachte Sheila in Sicherheit.

Der Kleine konnte seinen eigenen Schwung nicht mehr bremsen und fiel hin. Mit dem Messer stach er dabei in den Teppich, wo die Klinge sich bog, jedoch nicht abbrach.

Zwei Sekunden stand Sheila Conolly unbeweglich auf dem Fleck. Sie konnte es nicht fassen, daß ihr eigener Sohn sie mit einem Küchenmesser angegriffen hatte.

Das war absurd, das war irre — und gefährlich…

Ihre nächsten Reaktionen folgten automatisch. Sie bückte sich und entwand Johnny das Messer. Angeekelt warf sie es weg und spürte

erst jetzt die Schmerzen.
Eine Flamme schien über ihren Oberschenkel geglitten zu sein, so sehr brannte er. Feucht rann das Blut an ihrem Bein herab. Sheila wurde kalkweiß, schaute auf ihren Sohn, der soeben aufstand, und flüsterte nur:
»Johnny…«
Der Kleine schaute sie an.
Er lächelte. Lächelte, als wäre nichts gewesen. »Hi, Mummy«, sagte er leise.
Sheila schluckte. Sie wischte sich über die Augen, die plötzlich feucht geworden waren. Was da passiert war, konnte man als so unglaublich bezeichnen, daß man dafür keine anderen Worte mehr fand.
Sheila drehte nicht durch.
Eine andere Frau hätte vielleicht angefangen zu schreien. Obwohl Sheila danach war, beherrschte sie sich. Sie schlug ihren Sohn nicht und bekam auch keinen hysterischen Anfall.
Sie schaute ihn nur an.
»Mummy, willst du nichts mehr essen?«
»Doch, doch.« Sheilas Antwort klang flach. Sie hörte die Worte selbst nicht so richtig, denn in ihrem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander.
Sheila war in gewisser Hinsicht keine normale Frau. Sie war mit Bill Conolly verheiratet, und beide besaßen einen guten Freund namens John Sinclair. Der Geisterjäger hatte sie schon des öfteren in gefährliche Fälle mit hineingezogen.
Sheila wußte von Dämonenreichen, und sie wußte auch davon, daß die Dämonen in das menschliche Leben eingriffen. Sie versuchten alle Tricks, nahmen auf niemanden Rücksicht, auch nicht auf Kinder. Erst vor einigen Wochen hatten die Conollys erlebt, daß Johnny der Mittelpunkt eines teuflischen Spiels gewesen war, als es um Destero, den Dämonenhenker ging und Asmodina das Haus der Conollys in eine andere Dimension entführte. [1]
Nun, sie hatten den Fall glücklich überstanden, aber jetzt sah es ganz danach aus, als wären die Feinde abermals dabei, einen neuen Angriff zu starten.
Und wieder war Johnny der Mittelpunkt.
Sheila zuckte zusammen, als Johnny auf sie zulief und ihr Bein umklammerte.
Jetzt spürte sie die Schmerzen, und sie mußte sich selbst hart an die Kandare nehmen, um nicht aufzuschreien.
Sie drückte Johnny von sich und ging mit dem Kleinen ins Bad, wo sie den Rock auszog und auch die Strumpfhose.
Endlich sah sie die Wunde.
Sie war zum Glück nicht tief, aber etwa so groß wie ihre Hand. Zwei

rote Streifen liefen über ihr Bein.

»Mummy, was hast du denn?« fragte der Kleine und schaute auf das Blut. »Hast du dir weh getan?«

Sheila schluckte und lächelte etwas verzerrt. »Ja, ich habe mir weh getan.«

»Ist es schlimm?«

»Nein, mein Schatz, es ist nicht schlimm.«

Sheila beherrschte sich nur unter großen Mühen. Ihr Sohn sprach, als wäre überhaupt nichts geschehen. Und wahrscheinlich konnte er sich auch nicht erinnern. Irgendeine Klappe war in seinem Gehirn gefallen. Johnny wurde auf eine teuflische Art und Weise ferngelenkt, da gab es für Sheila keinen Zweifel.

Mit einem Lappen wusch sich Sheila Conolly das Blut vom Bein, während Johnny danebenstand und zuschaute. Hin und wieder lächelte die Frau ihrem Sohn zu, was ihr verflixt schwerfiel.

Aus der Hausapotheke holte sie ein Pflaster. Sie mußte zwei nehmen, um die Wunde zu bedecken.

»Ist jetzt wieder alles gut?« fragte der Kleine.

»Sicher, jetzt ist alles gut.«

Johnny nickte. »Ich habe dich doch so lieb, Mummy«, sagte er und warf sich in Sheilas Arme.

Ich werde noch verrückt, dachte Sheila. Erst den Angriff mit dem Messer und jetzt…

»Komm«, sagte sie, »ich möchte gern telefonieren.«

»Wen rufst du an?«

»Onkel John!«

»Wirklich?«

»Ja.«

Der kleine Johnny klatschte in die Hände. »Ich freue mich, Mummy. Sag daß er herkommen soll.«

»Natürlich wird er kommen, mein Schatz, natürlich…«

***

Ich ging wie einer, der zwei Hexenschüsse auf einmal bekommen hat. Oder wie auf Eiern, wie mir Suko sagte. Das hatte natürlich seinen Grund, denn der letzte Fall steckte mir buchstäblich in den Knochen. Ich hatte gegen Jerry Peters, einen unheimlichen Gegner, gekämpft. Einen Gedankenmörder, der Kraft seines Willens aus Menschen Marionetten machte. Er spielte mit ihnen. Und er hatte an mir seine Macht demonstriert. Kraft seiner Gedanken wurde ich kreuz und quer durch eine alte Scheune geschleudert. Daß ich mir dabei nichts gebrochen hatte, war für mich heute, drei Tage nach dem Fall, noch ein Wunder.

Dafür waren jede Menge Prellungen geblieben. Wenn ich mich

morgens im Spiegel betrachtete, sah ich einen Mann vor mir, dessen Körper in zahlreichen Farben schillerte.

Grün, blau, gelb — da war eigentlich alles vertreten. Es würde sicherlich noch eine Woche dauern, bis ich wieder in Ordnung war.

»Dann haben Sie ja Zeit, die Akten der alten Fälle aufzuarbeiten«, hatte mir Sir James gesagt. »Man hat Sie ja hier schon lange nicht mehr gesehen.«

Das stimmte tatsächlich, aber in den letzten Wochen hatte es so verrückte Fälle gegeben, daß ich gar nicht dazu gekommen war, mich hinter den Schreibtisch zu setzen. Meine Gegner hatten mich zu sehr in Atem gehalten.

Das fing bei Nadine Bergers Fast Verlobung an und führte mich hinter her in einen kleinen Ort namens Oakville, wo die Gedanken-Killer lauerten.

Ich verzog das Gesicht, als ich mich auf meinen Schreibtischstuhl setzte. Zuvor hatte ich das Büro durchquert. Glenda Perkins, meine Sekretärin, hatte krampfhaft zur Seite geblickt.

Ich kannte auch den Grund Schließlich sollte ich nicht sehen, wie sie lächelte.

Aber mein Gang war auch zu komisch, da konnte man schon mal lachen.

Mir selbst erging es nicht anders.

Wenn ich die Papierberge sah, wurde mir fast schlecht. Am liebsten hätte ich alles durchs Fenster geworfen, aber als Beamter ist man leider an die Vorschriften gebunden, und manchmal fand sich in den Berichten der Kollegen auch ein interessanter Hinweis für meine Arbeit.

Bevor ich jedoch die erste Akte aufklappen konnte, erschien Glenda, der schwarzhaarige Engel. Sie streckte ihren Kopf zur Tür hinein und lächelte.

»Ich hätte für den Kranken noch einen frisch gebrauten Kaffee.«

»Der Kranke nimmt den Vorschlag an«, erwiderte ich grinsend.

Glenda verschwand.

Ich aber stützte meine Ellenbogen auf den Schreibtisch und legte das Kinn in die Handflächen. Mein Gott, war ich heute wieder arbeitswütig! Dabei beobachtete ich eine Fliege, die sich in mein Büro verirrt hatte und mal über die Decke krabbelte oder ihren. Platz an der Wand suchte.

Glenda Perkins brachte den Kaffee.

Sie balancierte die Tasse auf dem Tablett. Bisher war sie noch nie zu Boden gefallen, auch die drei Stücke Würfelzucker lagen wie immer bereit.

»Sie sind ein Schatz, Glenda«, sagte ich, als sie die Tasse vorsichtig absetzte.

»Das weiß ich.« Glenda ging einen Schritt zur Seite und schaute zu, wie ich den ersten Schluck nahm.

Ich nickte. »Ausgezeichnet.«

Sie drehte sich um. »Dann will ich Sie mal nicht weiter stören. Schließlich warten die Akten.«

»Moment, Glenda. Wollen Sie mir die Arbeit nicht abnehmen?«

»Dafür ist mein Gehalt zu klein.«

»Ich würde auch ein Abendessen springen lassen.«

Sie lachte. »Das haben Sie mir schon so oft versprochen, John, daß es schon gar nicht mehr wahr ist.«

»Irgendwann kommt noch der Tag, wo ich das Versprechen einlöse. Denn ich bin auch als Mädchenkiller bekannt.«

»Dann killen Sie mal schön«, sagte Glenda. Sie mußte zurück, weil bei ihr das Telefon summte.

Und ich kümmerte mich um die Akten.

Wir hatten zwar Frühling, aber das Wetter sah gar nicht danach aus. Graue Wolken am Himmel, ein böiger Wind, der durch die Londoner Straßenschluchten wehte, und Temperaturen um acht Grad. Und dabei zählten wir bereits Ende März.

In London war es wieder einmal rund gegangen, das stellte ich, schon nach dem ersten Blick in die Akten fest. Es hatte Banküberfälle gegeben, Morde und blutige Demonstrationen, aber nichts, was in mein Ressort fiel. Die Dämonen schienen in den letzten Tagen wenigstens in London geschlafen zu haben.

Sie hatten sich auch woanders ausgetobt.

Ich rauchte eine Zigarette, trank den Kaffee und machte mir hin und wieder Notizen.

Als das Telefon anschlug, atmete ich auf. Eine Störung beim Lesen der Akten war mir immer willkommen.

»Sinclair.«

»Morgen, John. Hier ist Sheila.«

»Hoi, du junge Mutter. Was verschafft mir die Ehre deines Anrufs? Ist Bill nicht nach Hause gekommen, brauchst du jemand, der dich tröstet?«

»Bill ist tatsächlich nicht da.«

Ich hatte schon wieder einen dummen Spruch auf den Lippen, als ich nachträglich bemerkte, daß Sheilas Stimme verdammt ernst geklungen hatte. Da war irgendwas geschehen.

»Was ist passiert?« fragte ich knapp.

»Es geht um Johnny.« Sheila räusperte sich. »Er… er wollte mich umbringen.«

»Was?«

»Ja, John, es stimmt«

Ich hatte mich also doch nicht verhört. Sekundenlang herrschte

Schweigen zwischen uns. Dann fragte ich: »Was sagt Bill dazu?«
»Er ist unterwegs und weiß es noch nicht.«
»Wo steckt er denn?«
»Irgendwo an der Themse. Da hat jemand Öl in den Fluß gekippt, und Bill arbeitet an einem Bericht über Umweltverschmutzung. Er will diese Tat unbedingt mit hineinbringen. Ich kann ihn jetzt telefonisch nicht erreichen. Kannst du nicht kommen?«
»Natürlich, Sheila. Es kommt ja nicht von ungefähr, daß Johnny dich mit einem Messer angreift.« Ich drückte die Zigarette aus. »Hat er was gesagt?«
»Ja und nein. Irgend etwas von Träumen.«
»Also Beeinflussung«, murmelte ich. »Okay, Sheila, behalte jetzt die Nerven. Ich mache mich sofort auf den Weg.«
»Danke.«
Dann stand ich auf. O Gott, das war eine Quälerei. Ich biß die Zähne zusammen und bog meinen Rücken durch. Auch die Schultern taten weh, aber Indianer kennen keinen Schmerz, und so verließ ich mein Büro und sagte Glenda Bescheid, wo sie mich finden konnte.
»Gut, ich werde es dann auch Sir James ausrichten.«
»Und sagen Sie ihm, daß es kein privater Besuch ist, sondern ein dienstlicher.«
»Mach ich.«
Mit dem Fahrstuhl fuhr ich nach unten. Ich kam mir vor wie ein alter Mann, aber ich hielt mich tapfer. Wenn ich mich irgendwo in die Ecke setzte, so half das nichts. Ich mußte schon in Bewegung bleiben.
Wenig später saß ich im Bentley. Der Silbergraue sprang sofort an, und ich lenkte ihn vom Parkplatz, um mich in den fließenden Verkehr einzufädeln.
Auf die Begegnung mit Sheila Conolly war ich wirklich mehr als gespannt.

***

Jane Collins, blondhaarig, hübsch und von Beruf Privatdetektivin, war ebenfalls unterwegs. Sie wollte einen Klienten treffen, der am frühen Morgen angerufen hatte. Es ging, wie sie den knappen Sätzen entnommen hatte, um den Diebstahl einer alten Statue, die mit 100,000 Pfund versichert gewesen war. Der Mann hatte ihr ein Erfolgshonorar von 5,000 Pfund in Aussicht gestellt und Jane damit überzeugt.
Eigentlich hätte sie den Auftrag gar nicht mehr annehmen können. In letzter Zeit hatte sie verflixt viel zu tun. Sie war dauernd unterwegs. Manchmal kam es ihr vor, als wäre sie die einzige Detektivin in London. Dabei hatte sie zahlreiche männliche Kollegen, und einigen von ihnen hatte sie schon Aufträge zugeschanzt.

Die lukrativen behielt sie natürlich für sich.

Ihr neuer Klient wohnte in der City, nahe der Oxford Street. Da Jane gegen Mittag noch nach Pentonville hinauswollte, hatte sie ihren Wagen genommen. Sie wäre sonst mit der U-Bahn gefahren, denn die Fahrt mit dem Wagen durch den dichten Londoner Verkehr, kostete nicht nur Energie, sondern auch Nerven.

Jane wühlte sich mit ihrem VW von Ampel zu Ampel, Ihr Klient hatte sein Büro in einem ziemlich neuen Hochhaus, wo sich auf dem Dach ein großer Parkplatz befand.

In den ersten drei Etagen gab es zahlreiche Geschäfte, und darüber waren die Räume an Filmen vermietet worden.

An der New Bond Street geriet Jane in einen Verkehrsstau, weil ein Wasserrohr gebrochen war. Polizisten leiteten die Autofahrer über die Gehsteige um.

Vor Jane fuhr ein alter weißer Volvo. Bei jedem Gasgeben drang eine dunkle Wolke aus dem Auspuffrohr, die wenig später in der Luft zerfaserte.

Der Wagen verbrauchte ziemlich viel Öl, und der Fahrer schien zu den nervösen Menschen zu gehören. Er gab Gas, stoppte wieder, gab Gas und stoppte.

Das alles geschah ruckartig. Jane konnte nur den Kopf schütteln. Von dem Mann selbst sah sie nicht viel. Nur seinen Hut, einen Pepita-Filz, der über die Kopfstütze schaute.

Endlich konnte Jane die Bruchstelle passieren. Sie war die letzte in der Reihe, die Fahrer hinter ihr mußten warten.

Der Volvo blieb weiterhin vor ihr. Der Mann versuchte zwar ein paarmal zu überholen, doch das war nicht möglich.

Auf der linken Seite lag ihr Ziel. Neben der Schaufensterreihe mit dem Arkadengang davor befand sich die Einfahrt zum Parkdeck auf dem Dach.

Der Volvofahrer blinkte links. Er wollte also auch einen Parkplatz ansteuern.

Jane lenkte ihren VW ebenfalls in die schmale Einfahrt und mußte warten, weil der Volvomensch vor ihr eine Karte aus dem Automaten zog. Er hatte die Scheibe heruntergekurbelt, ein Arm tauchte aus der Fensteröffnung, und fünf Finger rissen die Karte an sich.

Die Schranke glitt nach oben.

Der Volvo fuhr an — und stand. Abgewürgt.

Jane schüttelte den Kopf. Sie hatte die Seitenscheibe ebenfalls nach unten gedreht und hörte das wütende Schimpfen des Fahrers. Als der Wagen sich endlich in Bewegung setzte, hatte der Kerl einen zweimaligen Startversuch hinter sich, und aus dem Auspuff bliesen Jane wieder dunkle Wolken gegen die Scheibe.

Sie zog ihre Karte und fuhr die rampenähnliche Auffahrt hoch, hinter

der die erste Kurve begann.
Jane mußte schon kurbeln, um die enge Kurve gut nehmen zu können. Die Detektivin hoffte nur, daß sie auf dem Dach noch einen freien Platz finden würde.
Ein paarmal verlor sie den Volvo aus den Augen, aber sie hörte ihn immer. Der Auspuff war defekt und röhrte wie ein liebeskranker Hirsch im Herbst.
Während der wilden Kurbelei und Kurvenfahrt dachte Jane an ihre letzten Fälle.
Sie hatten alle nichts mit Geistern und Dämonen zu tun gehabt, sondern waren völlig normal gewesen. Deshalb hatte Jane auch von John Sinclair nichts gesehen, er arbeitete auf einem anderen Gebiet. Früher war es oft vorgekommen, daß sich ihre Fälle überschnitten. In letzter Zeit jedoch nicht.
Jane hatte viel für den Geisterjäger übrig. Ein paarmal hatten sie auch an eine Heirat gedacht, doch den Gedanken immer wieder verschoben. Keiner wollte so recht an eine Bindung heran, denn sie liebten beide die Unabhängigkeit.
Die Detektivin nahm sich vor, John am Abend einmal anzurufen, denn lange genug hatten sie sich nicht gesehen.
Man konnte bei dieser Fahrerei wirklich einen Drehwurm bekommen. Jane kurbelte wie verrückt, so daß sie schon bald Angst bekam, das Lenkrad würde brechen. Und dann mußte sie bremsen Plötzlich stand der Volvo wieder vor ihr.
Der Fahrer hatte die Kurve nicht geschafft und war mit der Stoßstange gegen die Mauer gefahren.
Er rollte jetzt zurück.
Jane hupte, denn der Wagen kam ihr ziemlich nahe. Sie bremste ruckartig.
Der Mann am Steuer drehte sich etwas und warf einen Blick zurück. Das Gesicht konnte die Detektivin leider nicht erkennen.
Dann endlich fuhr der Knabe weiter. »Der kostet mich Nerven«, murmelte die Detektivin.
Noch zwei Kurven, dann hatte sie es hinter sich. Der Volvo fuhr zuerst auf das Parkdach, und erste Regentropfen klatschten auf die Karosserie. Direkt über dem Haus lag eine dicke, graue Wolke, die ihr Wasser ausschüttete.
Das Dach war vollgestellt. Jedenfalls sah es im ersten Moment so aus.
Wagen stand neben Wagen. Nur die Mittelspuren waren noch frei. Jane rollte wieder hinter dem Volvo her, der auch seine Kurven drehte. Er fuhr sogar ziemlich schnell, und der Fahrer schien nicht mehr richtig im Kopf zu sein, mit dieser Geschwindigkeit in die Kurven zu jagen. Zudem machte der erste Regen den Belag ziemlich rutschig.

Der Volvo rutschte in der Tat. Jane sah, wie das Heck ausbrach und gegen den Kotflügel eines blauen Mercedes klatschte, wobei er ihn eindrückte.

Die Detektivin zuckte zusammen, als sie das dabei entstehende Geräusch hörte, aber der Fahrer kümmerte sich nicht darum. Er fuhr weiter und jagte in die nächste Kurve.

Diesmal ging alles glatt. Dann lag eine freie Strecke vor ihm.

Gas!

Der Weg führte genau auf das Begrenzungsgeländer zu, das den Dachrand umgab. Es war ziemlich niedrig, und bei hohen Geschwindigkeiten sicherlich leicht zu durchbrechen. »Der ist verrückt!« rief Jane und wurde bleich.

Der Fahrer hörte sie nicht und jagte weiter.

Jane Collins hupte. Sie wollte ihn warnen. Sah er denn nicht das verdammte Geländer?

Nein!

Dann war es für ein Bremsmanöver längst zu spät. Zudem dachte der Mann in dem weißen Volvo auch gar nicht daran. Er fuhr weiterhin voll auf sein Ziel zu.

Es kam, wie es kommen mußte, und Jane Collins hatte das Gefühl, alles in Zeitlupe zu erleben.

Voll wuchtete die Kühlerschnauze gegen das Geländer. Über eine Tonne Stahl, dazu noch in Bewegung, krachten gegen die Begrenzung. Solch eine Wucht hielt das Geländer nicht aus, wobei es sowieso schon vom Rost leicht angefressen war.

Es brach.

Die Längsstützen wirbelten wie Streichhölzer durch die Luft, die Querverstrebungen hielten ebenfalls nicht, und der weiße Volvo fegte über den Rand hinweg.

Für Bruchteile von Sekunden sah es so aus, als würde er mitten in der Luft stehenbleiben.

Dann sackte er ab.

Jane hielt nichts mehr in ihrem VW. Sie schob die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Mit Riesenschritten jagte sie auf das zerbrochene Geländer zu, um in die Tiefe zu schauen.

In diesem Augenblick knallte das Gefährt acht Stockwerke tiefer zu Boden.

Zum Glück befand sich hier keine Straße, denn hinter dem Bau lag ein kleiner verwilderter Park, der vor wenigen Monaten als Bauland verkauft worden und eingezäunt war.

Niemand hielt sich dort auf.

Der Wagen krachte zu Boden. Es gab ein dumpfes Geräusch. Jane sah noch, wie die ungeheuren Kräfte ihn buchstäblich auseinanderrissen,

und dann schoß eine gewaltige Stichflamme aus dem zertrümmerten Wrack hervor und stieg himmelan.

Glühende Teile spritzten hoch und zur Seite und fielen wieder zu Boden, wo das Regenwasser sie löschte.

Benzin verbrannte in Stichflammen, die schnell verloschen.

Jane atmete tief durch.

Sie merkte plötzlich, wie ihr schwindlig wurde und die Knie anfingen zu zittern.

Sie war Zeugin dieses Unfalls geworden, doch bei dem Wort Unfall stockten ihre Gedanken.

War es wirklich ein Unfall gewesen?

Jane dachte darüber nach. Sie rief sich noch einmal in Erinnerung, wie der Wagen gefahren worden war. Schnell, risikoreich und auch rücksichtslos.

Und er war mit voller Absicht gegen das Geländer gesetzt worden, denn von einem Bremsmanöver hatte die Detektivin nichts bemerkt. Sie war davon überzeugt, daß mehr hinter der Sache steckte, als es zu Beginn den Anschein gehabt hatte.

Damit war die Neugierde der blondhaarigen Detektivin geweckt. Sie wollte wissen, was hinter dem Selbstmord steckte. Noch einmal schaute sie über die Dachkante.

Während unten der Wagen weiter ausbrannte, liefen die ersten Menschen zusammen.

Zwei Männer, vom Dach her sahen sie winzig aus, hielten Feuerlöscher in den Händen. Sie spritzten den weißen Schaum vorschriftsmäßig unten in den Brandherd.

Jane ging wieder zurück. Als sie in dem VW saß und startete, zitterten ihr die Knie.

Sie fand eine kleine Parklücke, lenkte den Käfer hinein und fuhr dann mit dem Aufzug nach unten.

Jane war Zeugin. Sie wollte unbedingt mit den Polizisten reden und einiges klarstellen. Außerdem interessierte sie sich dafür, wer dieser Wahnsinnsfahrer war. Vielleicht konnte sie das Motiv des Mannes erfahren.

Der Ausgang des Lifts befand sich unter den Arkaden. Obwohl das Unglück auf der Rückseite des hohen Hauses geschehen war, sprachen die Passanten darüber.

Jeder wollte natürlich etwas sehen.

Jane Collins durchquerte ein Geschäft, das auch an der Rückseite einen Ausgang besaß. Die Tür stand offen. Menschen hatten den Lebensmittelladen verlassen, und Jane sah, daß die Glastür Sprünge aufwies.

Die Flammen waren erstickt. Jane konnte nun erkennen, daß der Wagen nur noch aus einem dunklen Klumpen Blech bestand. Und

darunter lag ein Mensch.
Drei Polizisten versuchten vergeblich, eine Absperrung aufzubauen. Auch Jane wollten sie wegdrücken, doch die Detektivin machte ihnen klar, daß sie Zeugin der Vorgänge war.
Sie mußte sich bereithalten.
Zehn Minuten später trafen Beamte in Zivil ein. Sie kletterten kurzerhand über den Zaun. Zufällig kannte Jane den leitenden Inspektor. Er hieß Grover, gab sich immer beißbärtig, war schon älter, doch Jane wußte, daß unter seiner rauhen Schale ein weicher Kern steckte. Als er die Detektivin sah, verdrehte er die Augen.
»Sie mal wieder. Haben Sie was mit dem Wagen zu tun?« Er deutete auf das Wrack.
»Eigentlich nicht.«
»Aha.«
»Ich habe als Zeugin eine Aussage zu machen.«
Der Inspektor hob die buschigen Augenbrauen in die Höhe. »Dann kann man von Ihnen ja einiges erwarten.«
»Klar.« Jane berichtete, daß sie nur einen Parkplatz gesucht hatte und wie ihr der Wagen schon vorher aufgefallen war.
»Ein alter Volvo also«, murmelte Grover. »Die Marke hätte ich unter dem Blechhaufen nicht erkannt.«
Jane hob die Schultern.. »Ja, er sieht schlimm aus.«
»Und den Mann kannten Sie wirklich nicht?« Der Inspektor legte den Kopf schief.
»Nein.«
Grover verzog das Gesicht. »Wissen Sie, bei Ihnen bin ich mir nicht so sicher. Aber bleiben Sie mal da.« Grover ging zu seinen Leuten. Einer hatte das Nummernschild des Wagens herausgefischt. Der Mann bekam von dem Inspektor den Auftrag, herauszufinden, wem der Volvo gehörte.
Fünf Minuten später wußte Grover Bescheid.
»Ernie Lidell«, sagte er und schaute Jane Collins an. »Können Sie etwas mit dem Namen anfangen?«
»Nicht das geringste.«
»Na, ich weiß nicht.« Der Inspektor blieb skeptisch.
»Wo wohnte dieser Lidell denn?«
Grover winkte ab. »Da ich Ihnen den Namen schon verraten habe, will ich Ihnen das andere auch noch sagen. Sie würden mir sonst doch keine Ruhe lassen. Redcross Way 18.«
»Keine gute Adresse.«
»Das stimmt.«
»Na ja, mich soll's nicht weiter kümmern«, sagte Jane und lächelte. »Ich habe einen anderen Job. Brauchen Sie mich noch, Inspektor?«
»Im Moment nicht. Aber ich weiß, wo Sie zu erreichen sind.«

»Für Sie immer, Sir.«
»Oh, nicht soviel Dickes.«
Janes Klient war völlig außer sich, als die Detektivin sein Büro betrat.
»Haben Sie das gesehen?« empfing der die Frau und wischte sich mit einem weißen Tuch den Schweiß von der Stirn. »Grauenhaft. Der Mann muß die Kontrolle über seinen Wagen verloren haben.«
»Bestimmt« Mehr sagte Jane nicht.
Eine halbe Stunde später hatte sie den neuen Auftrag in der Tasche. Sie sollte die Statue suchen, zurückbringen und würde dann die Prämie von 5,000 Pfund kassieren. Details hatte ihr der Mann mit auf den Weg gegeben.
Als Jane ihren Wagen abholte, wurde sie wieder an den schrecklichen Vorgang erinnert. Sie konnte sich einfach nicht helfen. Der »Selbstmord« des Fahrers interessierte sie mehr als ihr neuer Fall.
Jane Collins beschloß, am Ball zu bleiben. Die Adresse des Toten kannte sie ja…

***

Sheila war bleich, als sie mich empfing.
»Ist noch was geschehen?« fragte ich auf der Türschwelle stehend.
»Nein, nein, Johnny ist ruhig. Er sitzt in seinem Zimmer und spielt mit der Eisenbahn.«
»Das ist gut.«
Sheila ließ mich ein. Wir gingen in den großen Wohnraum und nahmen dort Platz.
Von Sheila erfuhr ich Einzelheiten und wurde sehr nachdenklich.
Als sie mich um einen Kommentar bat, sagte ich: »Es ist natürlich schwer, als Unbeteiligter etwas zu sagen. Ich kenne Johnny zwar, weiß auch, wie er reagiert, aber das sieht mir ganz danach aus, als stünde er unter anderem Einfluß.«
»Sag ruhig dämonischen.«
»Leider.«
»Und was machen wir?« In Sheilas Frage schwangen Angst und große Sorge mit.
»Ich war in den letzten Tagen nicht da und möchte dir ein paar Fragen stellen, Sheila. Hat Johnny in der letzten Zeit irgendwelche Kontakte zu fremden Personen gehabt.«
»Nein.«
»überlege genau. Das kann sehr wichtig sein.«
»Er war immer mit uns zusammen oder spielte mit Nachbarskindern. Und da war auch nichts.«
»Du bist dir sicher?«
»Ja.«

Ich lehnte mich zurück und schaute durch die große Scheibe in den Garten, wo die Sträucher und Büsche schon die ersten Knospen bekommen hatten. »Das sieht natürlich nicht gut aus, aber trotz deiner Antwort bin ich nicht überzeugt. Johnny muß ein einschneidendes Erlebnis gehabt haben. Ohne Grund greift er dich nicht an.«

»Wenn ich das nur wüßte…«

»Wo war er gestern,«

»Hier.«

»Den ganzen Tag über?«

»Ja — nein!«

»Er war also ohne Aufsicht«, hakte ich sofort nach.

Sheila schüttelte den Kopf. »Auch nicht ohne Aufsicht, John. Er war mit Bill weg.«

»Und wo sind die beiden hingegangen?«

»Bill ist mit ihm in die Stadt gefahren. Er wollte einen Tunnel für die Eisenbahn kaufen. Das haben sie auch gemacht.«

»Waren Sie noch woanders?«

»Ja, ich glaube.«

»Und wo?«

Sheila winkte ab. »In irgendeinem Irrgarten oder Spiegelkabinett. Johnny hat das gesehen. Ein Gaukler hat auf einem Platz seinen Wagen aufgestellt. Mirror-Man nennt er sich.«

»Hat Johnny näheres darüber berichtet?«

»Ja, es hat ihm unwahrscheinlich gut gefallen. In solch einem Kabinett sieht man ja viel. Einmal ist man dick, dann wieder dünn und rennt gegen Wände, die aussehen, als wäre da nur Glas, das ist alles.«

»Bill war dabei?«

»Ja.«

»Er hat nichts gesagt.«

»Nein,, wieso auch?«

»Ham.« Ich dachte nach. Ob dieses Spiegelkabinett etwas mit Johnnys Zustand zu tun hatte?

»Siehst du eine Verbindung?« fragte Sheila.

»Möglich.«

»Ach John, das ist doch Unsinn. Dann müßte Bill auch…«

»Das ist nicht unbedingt gesagt. Vielleicht hat Bill gar nichts bemerkt, wie man Johnny beeinflußt hat.« Ich war nicht ohne Grund mißtrauisch, denn mit Gauklern hatte ich so meine Erfahrungen. Ich brauchte nur an die Bestien der Madame zu denken.

Der Fall hatte auch völlig harmlos ausgesehen. Seit der Zeit war ich doch ein wenig allergisch.

»Willst du dir den Mirror-Man einmal ansehen?« erkundigte sich Sheila.. »Auf jeden Fall.«

»Soll ich mitkommen oder Bill Bescheid sagen?«

»Nein, nein, das regle ich allein. Ich hätte nur mal gern mit Johnny gesprochen.«

Im gleichen Augenblick hörten wir die dumpfen Schläge. Für einen Moment saßen wir stocksteif, dann sprangen Sheila und ich gleichzeitig in die Höhe.

»Das war in Johnnys Zimmer«, rief Sheila.

Ich riß bereits die Tür auf. Wo das Zimmer lag, wußte ich und erreichte es mit wenigen Schritten.

Hart stieß ich die Tür auf.

Johnny stand mitten im Raum. Er hielt mit beiden Händen einen Holzknüppel umklammert und schlug wahllos gegen die Schränke und sein Bettgestell.

Als ich die Tür aufriß, drehte er sich um und ließ die Stange fallen. Plötzlich lächelte er.

»Onkel John!« rief der Kleine und rannte auf mich zu. Ich ging in die Hocke, fing ihn auf und hob ihn hoch. Ein völlig normales Kind hielt ich in den Armen.

Zweimal warf ich ihn in die Luft, dann setzte ich ihn wieder zu Boden. Er blieb stehen und strahlte mich an. »Hast du mir etwas mitgebracht, Onkel John?«

Verflixt, das hatte ich vergessen. »Du hast doch eine Sparbüchse.«

Er lief sofort weg und holte sie. Es war ein halber Apfel, aus dem ein Wurm kroch und die Münzen an sich nahm, wenn sie in seiner Nähe lagen und man einen kleinen Hebel gedrückt hatte.

Ich spendierte ihm drei Münzen. Sheila schaute mich gequält an und hob die Schultern. Und ich wußte es auch nicht, ehrlich gesagt. War das der Johnny, der bei meinem Eintritt seine Möbel mit einer Stange zertrümmern wollte? Kaum zu fassen.

Ich ging in die Knie und nahm ihn auf den Arm. »Warum hast du das getan, Johnny?«

»Was denn?« fragte er völlig unbefangen.

Ich deutete auf seine Holzeisenbahn. Die Wagen waren umgekippt, und den Tunnel hatte er mit der Stange eingeschlagen.

Johnny schaute hinunter und begann zu weinen. Er strampelte und wollte von meinem Arm. Ich stellte ihn wieder auf die Erde. Sofort lief er zu seiner Eisenbahn und baute die Wagen wieder auf. »Ich weiß nicht, wer das getan hat«, schluchzte er. »Wirklich nicht, Onkel John. Ich war es doch nicht.«

Er schaute mich so bittend an, daß ich lächeln mußte. Doch innerlich war mir verdammt ernst zumute.

»So ist es mir auch ergangen«, erklärte Sheila. »Er konnte sich an nichts erinnern. Was machen wir nur?«

»Du darfst ihn auf keinen Fall aus den Augen lassen. Traust du dir zu, mit ihm fertig zu werden?«

»Ja. Ich sage auch Bill Bescheid.« Dafür war ich ebenfalls.

Johnny spielte schon wieder ganz normal. Ich verließ mit Sheila sein Zimmer.

Draußen begann sie zu weinen. »Was ist denn nur los in letzter Zeit? Warum lassen sie denn den Kleinen nicht in Ruhe? Was haben wir denn Schlimmes getan? Nur weil wir mit dir zusammen sind und Bill ein alter Freund von dir ist?«

»Vielleicht.«

Sheila schaute mich an. »Weißt du eigentlich John, daß mir soeben ein schrecklicher Gedanke gekommen ist?«

Ich nickte. »Ja, ich kann, es mir vorstellen. Du gehst davon aus, daß alles normal wird, wenn ich nicht mehr zu euch komme.«

»So ähnlich.«

»Menschlich ist dieser Gedanke verständlich«, erwiderte ich. »Aber du solltest bedenken, daß du schon zu tief mit in der Patsche sitzt. Du und Bill, ihr beide wißt zuviel. Man wird euch nicht mehr in Ruhe lassen, Sheila.«

»Das befürchte ich auch. Und Flucht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist keine Lösung. Wo willst du hin? Du kannst dich überall auf der Welt verkriechen, die andere Seite würde dich finden. Sheila, das sind keine Gangster, sondern Dämonen. Daran solltest du immer denken.«

Sie nickte. »Du hast ja recht, John. Entschuldige.«

»Das brauchst du nicht. Denk nur immer daran, daß Johnny, du und Bill sich völlig auf mich verlassen können. Klar?«

»Geht in Ordnung.«

Ich wollte weg und verabschiedete mich von dem Kleinen. Er war völlig harmlos, und nichts wies darauf hin, daß er einmal eine kleine Bestie gewesen war.

Sheila versuchte inzwischen, ihren Mann zu erreichen, doch sie bekam keinen Kontakt, da sie nicht wußte, wo er sich genau befand. Ich nahm die Sache für sie in die Hand.

Es kostete mich nur einen Telefonanruf bei der River-Police. Die Kollegen würden Bill ausfindig machen und ihm Bescheid geben. Ich aber fuhr an. Auf diesen Mirror-Man war ich schon sehr gespannt…

***

MIRROR—MAN!

In sehr großen Buchstaben stand der Name an der Vorderseite des breiten Wagens.

Die Buchstaben waren aus Spiegelscherben geformt und reflektierten das Licht zahlreicher bunter Birnen, die hinter der Schrift aufstrahlten.

Der Wagen befand sich auf einem kleinen Platz, auf dem einige Tage zuvor ein Zirkus sein Winterquartier abgebrochen hatte und weiter

gezogen war. Mirror-Man war geblieben.

Und er machte seine Geschäfte.

Denn noch hatten die großen Unternehmen Winterpause. Es gab keinen Jahrmarkt im Freien, keine großen Feste und Festivitäten, und die Weihnachtsmärkte waren ebenfalls in Vergessenheit geraten. Die Menschen sehnten sich nach dem Frühling und dem Sommer mit all ihren Begleiterscheinungen, wozu auch die Jahrmärkte gehörten.

Mirror-Man hatte die Chance erkannt und genutzt. Er war mit seinem Wagen in London eingetroffen und man hatte ihn auf diesen Platz hier verwiesen.

Es war keine schöne Ecke. Aber hier wohnten Menschen. Einfache Menschen, die für eine Abwechslung sehr zu haben waren. Sie strömten in Scharen zu Mirror-Man, kamen mit ihren Kindern, um die einmalige Spiegelschau zu erleben.

Mirror-Man besaß einen Spezialwagen. Fahrzeug und Schaubude in einem. Der Wagen hatte eine Menge Geld gekostet, doch durch einen hohen Gewinn im Fußballtoto hatte Mirror-Man ihn von seinem Vorgänger erwerben können.

Unter einer Bedingung allerdings. Er mußte den Gehilfen übernehmen. Mirror-Man, der in Wirklichkeit Dave Morris hieß, hatte zugestimmt. Noch heute sah er das wissende und auch geheimnisvolle Lächeln des Alten, als er den Vertrag unterschrieb. Und dann hatte er zum erstenmal seinen Gehilfen gesehen.

Es war ein Zwerg.

Kein Verwachsener, nein, ein richtiger Zwerg, ein Liliputaner hätte man sagen können, aber als das fühlte sich der Gehilfe auch nicht. Er bestand darauf, ein Zwerg zu sein.

Morris hatte nichts dagegen, und er ließ ihm den Willen.

Gegen Nachmittag öffnete er seine Schau. Weil sich der Zwerg tagsüber draußen nicht sehen ließ, klappte Dave die Läden allein hoch. Die Kasse wurde sichtbar und ebenso die kleine Bühne, deren Rückseite von einem Spiegel eingenommen wurde. Er war etwas gebogen, und seine Fläche war durch hauchdünne Einschnitte in zahlreiche Teile aufgesplittert. Wer in den Spiegel schaute, und das waren praktisch alle, die vor dem Wagen standen, sah sich verzerrt, bis zur Unkenntlichkeit verändert.

An diesem Tag war Dave Morris sauer. Er warf einen prüfenden Blick zum Himmel hoch, sah die Wolken und überlegte, ob er überhaupt öffnen sollte. Wenn es anfing zu regnen, kam kein Mensch.

Er entschied sich zu öffnen, klappte wie gesagt die Läden hoch und schloß auch die Tür auf, die ins Innere des geheimnisvollen Spiegelkabinetts führte.

Als er sie aufdrückte, zischte ihm jemand ein paar Worte zu. Das war der Zwerg.

»Laß sie noch zu!«

Die Worte waren so haßerfüllt und hart ausgestoßen, daß Dave Morris zurückzuckte. »Ja, ja«, sagte er nur.

Wieder einmal machte er sich Vorwürfe, den Zwerg mit übernommen zu haben. Er hätte ihn gern zum Teufel geschickt, aber das war ihm nicht möglich. Dieser kleine Mensch beherrschte ihn. Er machte mit Morris, was er wollte, und Dave kam einfach nicht dagegen an. In letzter Zeit war es besonders schlimm geworden. Da träumte er sogar noch von dem kleinen Widerling.

Und es waren furchtbare Träume.

Er sah sich auf einem Holzbrett liegen, wobei der Zwerg über ihm schwebte und ihn mit einer Säge bearbeiten wollte.

Einmal hatte sich sogar ein Alptraum erfüllt. Mirror-Man war in eine Spiegelwand gefallen und hatte sich dabei das Gesicht zerschnitten. Die Narben sah man heute noch. Dieser Traum hatte sich aber nach einem Streit mit dem Zwerg erfüllt, und seit der Zeit sah Morris seinen Gehilfen im anderen Licht.

»Der steckt mit dem Satan im Bunde«, hatte er oft genug geäußert, aber so, daß es niemand hörte.

Er ahnte nicht, wie recht er haben sollte…

Auch als er jetzt seinen Laden öffnete, dachte er über den verdammten Zwerg nach und darüber, daß er ihm irgendwann mal den Hals umdrehen wollte.

Doch erst einmal mußte er die große Markise vorziehen, damit wenigstens die ersten Zuschauer geschützt waren, falls es regnen sollte. Während er kurbelte, mußte er auch wieder an den Mann denken, der am späten Morgen mit einem Bentley auf den Platz gefahren war. Der Mann war ein paarmal um die Schaubude herumgegangen, hatte sie sich von allen Seiten angesehen und war wieder weggefahren.

Morris hatte, als dieser Blondhaarige ankam, an dem Kiosk gegenüber gestanden und sich zwei Zeitungen gekauft. Wenn der Kerl was von ihm wollte, sollte er wiederkommen.

18 Uhr.

Das war die Zeit, wo er immer anfing. Ein paar Zuschauer hatten sich schon versammelt Kinder, die zuschauten, wie er seine Schaubude öffnete.

Einige wollten helfen, doch Morris scheuchte sie weg. Als die Vorderseite der Bude freilag, zog Morris die Leiter vor der Kasse aus und setzte sich in das Häuschen.

Dort schaltete er die Beleuchtung ein. Es gab ein Pult, von dem er alles steuern konnte. Jetzt flackerten die Birnen auf. Hinter der aus Spiegeln bestehenden Schrift wurde es hell und der Schein fiel bis dicht vor die Bude.

Auch die große Spiegelwand wurde erleuchtet. In unregelmäßigen Abständen zuckten Blitze auf. Mal gelbe, mal rote, auch grüne und blaue. Sie bildeten ein farbiges Kaleidoskop.

Umgezogen hatte sich Mirror-Man ebenfalls. Er trug seinen hellroten Frack, einen ebenso hellroten Zylinder und unter der Jacke ein weißes Hemd, vor dem zahlreiche kleine Spiegel hingen. Bei jeder Bewegung klirrten sie gegeneinander.

In den Spiegeln sahen sich auch die Zuschauer total verzerrt.

Plötzlich dröhnte Musik über den Platz. Morris hatte das Band eingestellt. Er regulierte noch die Lautstärke und griff dann zum Mikro.

Dave Morris war ein überdurchschnittlich großer Mann, aber nicht korpulent oder dick, sondern das Gegenteil. Hager und ein wenig hohlwangig. Sein Gesicht zeigte die schlecht verheilten Narben, und die Augen blickten immer ein wenig melancholisch. Auch hing der graue Oberlippenbart traurig herab. Er zeigte die gleiche Farbe wie Morris' Haar.

Mirror-Man verließ seinen Platz an der Kasse. Sein Gesichtsausdruck änderte sich, jetzt setzte er sein geschäftsmäßiges Lächeln auf, das die Kunden animieren sollte, seine Schaubude zu betreten.

»Hallo, hallo!« rief er. »Hier ist er wieder, der Mann mit den Spiegeln, der Mirror-Man. Nichts bleibt mir verborgen, ich kann in eure Seelen schauen, denn auch sie sind für mich wie ein großer Spiegel. Freunde, gebt acht, Mirror-Man ist gefährlich. Nichts könnt ihr verheimlichen, auf euren Gesichtern spiegeln sich alle Laster wider. Ich bin der, dem nichts verborgen bleibt. Männer, laßt eure Frauen zu Hause. Es könnte sein, daß ich etwas verrate. Und das wäre doch sicherlich sehr unangenehm…«

Er lachte schadenfroh, und einige Zuschauer, die von der Musik und der Rede angelockt waren, lachten mit.

Jetzt kamen auch Erwachsene. Auf die hatte es Morris abgesehen. Nicht so sehr auf die Kinder, die besaßen sowieso kein Geld, er wollte die anderen.

»Und nun, liebe Freunde und Spiegelfans - wer traut sich hinein? Wer macht den Anfang und geht in dieses verwirrende Labyrinth einer anderen, fremden Welt? Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land? Das hat schon Schneewittchens böse Stiefmutter gesagt, als sie in den Spiegel schaute. Auch Sie werden in den Spiegel schauen. Was heißt, in den Spiegel, in hunderte von Spiegeln können und werden Sie schauen. Sie sehen sich selbst, und Sie können auf den Grund Ihrer Seele schauen. Bei mir allein werden geheime Wünsche sichtbar. Sie zeichnen sich auf meinen Zauberspiegeln ab. Ja, wirklich, Sie haben sich nicht verhört. Diese Spiegel sind nicht normal. Sie sind verzaubert, von einem Dämon,

einem Geist, der euch neue Erkenntnisse bringen will und euer Innerstes umkehrt.«

Die ersten Lacher ertönten. Das war immer so, und Morris ging auch darauf ein.

Er hob die Hand und drohte mit dem Zeigefinger. »Ihr solltet nicht spotten, denn der Spiegel ist das einzig Wahre in der Welt. Ihn kann man nicht betrügen!«

»Aber einwerfen!« schrie jemand.

Morris streckte den Arm aus. »Dann zerstörst du ein Stück deiner Seele, die in jedem Spiegel, in den ihr schaut, gefangen ist. Na, wie ist es? Traut ihr euch? Könnt ihr eure Angst über Bord werfen und die Blicke riskieren? Ich glaube kaum, wenn ich euch so ansehe. Nein, ihr habt Angst, das merke ich - oder sollte ich mich getäuscht haben?« Morris legte eine Kunstpause ein.

Einige lachten. Andere wußten nicht so recht, wo sie hinschauen sollten, nur eine junge blondhaarige Frau lächelte spöttisch, obwohl ihre Augen sehr ernst blickten.

Diese Frau war keine geringere als Jane Collins!

***

Die Detektivin hatte es rächt mehr ausgehalten. Obwohl der eigene Fall lukrativ war, ging ihr der Selbstmord nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatte sich in eine kleine Cafeteria gesetzt und darüber gegrübelt. Immer wieder vergegenwärtigte sie sich die Szene, und sie dachte vor allen Dingen über die Gründe von Selbstmördern nach.

Ja, warum brachte man sich eigentlich um?

Zumeist aus Not und Verzweiflung. Wenn man keinen Ausweg mehr sah und nicht mehr weiter wußte.

Dann verübte man Selbstmord. Aber nicht auf eine solch spektakuläre Art und Weise.

Deshalb das Mißtrauen der Detektivin.

Jane war in die Wohnung des Mannes gefahren. Dort traf sie auf die Polizei, die angeblich nichts bei der Durchsuchung der beiden Zimmer gefunden hatte.

Auch die Hausbewohner schwiegen. Sie preßten die Lippen zusammen und schauten die Polizisten nicht an. Uniformierte waren hier nicht sonderlich beliebt.

Wenn die Leute etwas gewußt hätten, den Männern hätten sie es sicherlich nicht gesagt.

Bei Jane war das etwas anderes. Erstens war sie eine Frau eine hübsche noch dazu -, und durch ihr gewinnendes Auftreten nahm sie vor allen Dingen den Kindern die Scheu. Als dann noch einige Münzen hinzukamen, redeten die Kleinen.

Jane Collins erfuhr nicht viel. Keiner hatte gewußt, was der Tote

früher beruflich machte, aber Jane hörte von Mirror-Man.

Dort hatte man Lidell ein paarmal gesehen.

»Mirror-Man, wer ist das?« hatte Jane gefragt.

Da leuchteten die Augen der Kinder auf. Begeistert berichteten sie von den geheimnisvollen Spiegeln, in denen man sich nicht nur selbst sah, sondern auch ganz andere Dinge.

»Das ist ja interessant«, hatte Jane bemerkt und war gegangen.

Der Mirror-Man ging ihr nicht aus dem Kopf. Ein paarmal war der Tote zu seinen Lebzeiten dagewesen. Was hatte diesen Ernie Lidell zu dieser Schaubude getrieben?

Jane Collins wollte es herausfinden, und als Mirror-Man seine Schau eröffnete, befand sie sich in der ersten Reihe der Zuschauer.

Die Detektivin hörte sich die Weisheiten des Mannes an. Die Lebenserfahrung, die er weitergab, war eine Mischung aus Werbung und Vorurteilen.

»Sie glauben mir nicht?« rief er und drehte theatralisch seinen Körper. »Es ist eine Schande, wie wenig mir geglaubt wird. Dabei wollt ihr so modern sein. Seht in die Spiegel, da erkennt ihr euer Antlitz, und nicht nur das, meine Spiegel zeigen noch etwas anderes. Die geben Gefühle wieder, sie machen Ihre Seele transparent, meine Herrschaften. So glauben Sie mir endlich.«

Dieser Mirror-Man hatte eine Art, die Leute in ihren Bann zog. Er verstand es, die Zuhörer einzuwickeln und ihnen sein Spiegelkabinett schmackhaft zu machen.

Und sein Blick ließ Jane Collins nicht los. »Sie«, sagte er. »Sie, mit den blonden Haaren, die so skeptisch schauen, Sie sollten sich als erste überzeugen und den anderen ein Beispiel geben. Wollen Sie nicht den Anfang machen und mein Kabinett betreten?«

»Ich warte noch«, sagte Jane.

»Warum?«

»Weil ich Sie in Ihrer Rede nicht unterbrechen will. Ich finde es interessant, was Sie so sagen.«

»So reden keine normalen Besucher, Miß.«

Jane ging ein paar Schritte vor. »Vielleicht nicht, aber ich möchte mit Ihnen sprechen.«

»Vorher oder nachher?«

Einige lachten, weil sie die Antwort zweideutig verstanden.

»Vorher, mein Lieber.«

»Dann warten Sie, bis ich kassiert habe.« Dave Morris stellte sich wieder aufrecht hin und winkte mit der linken Hand. »Und nun, meine Herrschaften, tun Sie sich bitte keinen Zwang an. Kommen Sie zu mir, gehen Sie hinein, und sehen Sie selbst, was wir hier alles auf die Beine gestellt haben. Für einen Spottpreis als Eintrittsgeld erleben Sie die Überraschung!«

Dave Morris verbeugte sich und schritt hochaufgerichtet seinem Kassenhäuschen entgegen. Er mußte allerdings den Kopf einziehen, damit er nicht gegen den oberen Rand der Tür stieß.

Auf einem Drehstuhl nahm er Platz, schob an der Vorderseite eine Klappe hoch und holte die Kassette hervor. Dabei stellte er wieder die Musik an.

Sphärenklänge. Geheimnisvoll, manchmal süßlich anzuhören, dann wieder schrill.

Die Zuschauer sahen sich an. Einige zögerten, dann gingen zwei junge Männer auf die Leiter zu, die nach oben zur Bühne führte. Sie kauften ihre Karten und verschwanden durch die Tür neben dem großen Spiegel. Andere folgten.

Fast jeder, der die Worte des Mannes gehört hatte, wollte sich von der Sensation überzeugen.

Jane Collins wartete so lange, bis Dave Morris ein paar Minuten Zeit fand. Dann ging sie auch auf die Bühne.

Dahinter mußten sich wirklich tolle Szenen abspielen. Die Detektivin hörte das Lachen und Schreien und manchmal einen dumpfen Laut, wenn jemand gegen eine nicht sichtbare Wand gelaufen war.

Als Jane Collins die Bühne betrat, verließ Dave Morris sein Kassenhäuschen. Er lächelte und fragte: »Nun, schöne Frau, was kann ich für Sie tun?«

»Einiges, Mister…«

»Mein Name ist Morris. Sie können mich auch Mirror-Man nennen.«

»Morris ist mir lieber.«

»Okay.«

»Ich heiße übrigens Jane Collins und bin Privatdetektivin.«

Dave Morris zeigte sich nicht erstaunt oder erschreckt, sondern grinste nur. Er bog seinen Oberkörper zurück und lachte. »Das hatte ich mir fast gedacht.«

»Wieso?«

»Als ich Sie da unten stehen sah, da war mir klar, daß Sie nicht hierher gehören. Sie passen nicht auf einen kleinen Rummelplatz, um die Welt der Illusion einmal kennenzulernen. Sie sind also eine Schnüfflerin. Was habe ich verbrochen?«

»Sie nichts.«

»Oh. Und weshalb kommen Sie dann zu mir?«

»Weil ich eine Auskunft von Ihnen möchte.«

»Bitte sehr.«

»Kannten oder kennen Sie einen Mann namens Ernie Lidell?«

»Nein.«

Jane runzelte die Stirn. »Die Antwort kam ziemlich schnell. Haben Sie auch genau überlegt?«

»Sicher.«

»Dann kann man nichts machen.«
»Moment mal«, sagte Morris. »Was ist mit diesem Lidell eigentlich los?«
»Er ist tot.«
Morris' Augen wurden schmal. Mit dem Finger fuhr er sich über seinen Oberlippenbart. »Ermordet?«
»Nein, das nicht, aber seltsame Umstände haben seinen Tod schon begleitet. Er hat Selbstmord begangen.«
»Das ist ja heute schon eine Zeiterscheinung«, bekam Jane Collins zur Antwort.
»Leider, Mr. Morris. Mich haben nur die Umstände seines Todes stutzig gemacht. Er hat sich mitsamt seinem Wagen vom Parkdeck eines hohen Hauses gestürzt.«
»Das ist allerdings seltsam«, gab Mirror-Man zu. »Und warum suchen Sie gerade bei mir?«
»Weil dieser Ernie Lidell Ihre Schau besucht hat.«
»Das hat doch nichts mit seinem Tod zu tun.«
Jane lächelte. »Vielleicht nicht. Nur das will ich ja gerade herausfinden.«
»Dann sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Ich biete meinen Kunden zwar etwas Besonderes, die Illusion, aber zum Selbstmord treibe ich sie nicht.«
»Okay, Mr. Morris, war nur eine Frage.«
Mirror-Man schüttelte den Kopf. »So, meine Liebe, lasse ich Sie nicht weg.«
»Wie?«
»Da Sie schon mal hier sind, müssen Sie auch meine Spiegelschau besuchen.«
»Ich weiß nicht…«
»Natürlich kostenlos, Miß Collins. Das ist Ehrensache.«
Jane wollte dem Mann den Spaß nicht verderben und stimmte zu. Soeben betrat ein junges Pärchen die Bühne und blieb vor der Kasse stehen. Morris bat um einen Moment Geduld und verkaufte zwei Karten. Jane hatte Zeit, sich die beiden anzuschauen.
Das Mädchen trug enge Jeans, hatte das braune Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und über die Bluse eine locker fallende Windjacke gezogen. Das Gesicht war leidlich hübsch und befand sich in dauernder Bewegung, weil das Girl Gummi kaute.
Der Junge war schlacksig. Sein Haar fiel noch bis weit über die Ohren. Die hellen Turnschuhe zeigten Schmutzränder. Auf dem Nasenrücken saß eine Nickelbrille, über deren Gläser er hinwegschielte.
»Ich wünsche Ihnen viel Spaß!« rief Morris den beiden nach, die vor Jane das Kabinett betraten.

Das Paar kümmerte sich nicht um die Worte.

»So, Sie können«, sagte Dave Morris. »Das, was Sie bisher für unmöglich gehalten haben, werden Sie bei mir erleben. Viel Vergnügen.«

»Danke.« Jane ging zur Tür und drückte sie auf. Weder die Detektivin noch der Mirror-Man ahnten, daß sie einen Lauscher gehabt hatten.

Es war der Gehilfe, der teuflische Zwerg…

Die Tür schwappte hinter Jane Collins zu. Sie spürte noch den Luftzug, der ihren Nacken streifte, ging zwei Schritte vor und prallte gegen eine Glaswand.

Ein, hämisches Kichern ertönte, als Jane »Au« rief. Auf jeden Fall war sie gewarnt und rieb sich die Stirn.

In diesem Spiegelgarten schienen ja noch einige Überraschungen zu lauern, wenn das schon so anfing.

Vorsichtig ging sie weiter und mußte sich nach rechts halten, wo eine kleine Stiege in eine tiefer gelegene Kammer führte. Vor sich hörte sie die Stimmen des Paars. Der Junge schimpfte das Mädchen aus, weil es ihn mitgeschleppt hatte. Jane hörte aus den Worten heraus, daß er lieber zu einer Demonstration gegangen wäre.

Spiegel, wohin sie schaute.

Sie befand sich in einer winzigen Kammer, die allerdings durch die an den Wänden hängenden Spiegel optisch vergrößert wurde. Und das waren keine normale Spiegel, sondern solche mit konvexen oder konkaven Oberflächen.

Einmal sah sich Jane als ungeheuer dicke Frau, ein anderes Mal als dürre Zauchtel, dann ging ihr Kopf wie ein Hefeteig auseinander. Wenn sie sich drehte, geschah das gleiche mit ihrem Unterkörper.

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte lachen, denn Morris schien nicht zuviel versprochen zu haben.

Nur, wo befand sich der Ausgang. Zurück konnte sie wieder, aber sie wollte ja weiter. Irgendwo mußte es einen geben, denn das Pärchen vor ihr hatte ihn auch gefunden.

Jane drehte sich im Kreis und streckte die Arme dabei aus.

Ihre Finger strichen über eine Spiegelfläche. Die leichte Berührung reichte.

Plötzlich kippte der Spiegel. Das heißt, er drehte sich um seine eigene Achse und gab einen Ausgang frei, hinter dem ein anderer Raum lag, der von rötlichem Licht erfüllt wurde. Dieses Licht spendeten mehrere Birnen ab, die an einer Seite der Decke auf einer Schiene festgeschraubt waren.

Jane blieb stehen.

Nicht daß sie Angst gehabt hätte, aber sie hörte sehr wohl das Lachen und Schimpfen der Menschen. Es mußten sich mehrere hier aufhalten, nur sah man sie nicht.

Und das hatte seinen Grund.

Der Raum wurde nicht nur rot beleuchtet, sondern war durch hohe, viereckige Säulen zu einem Irrgarten gemacht worden, in dem man sich wirklich verlaufen konnte.

Man mußte sehr vorsichtig sein und Geduld haben, um hier herauszukommen.

Jane wagte den ersten Schritt. Zum Glück hielt sie die Arme ausgestreckt, so lief sie nicht gegen das erste Hindernis, sondern wandte sich nach rechts, wo sie erschreckt stehenblieb, denn sie sah sich selbst bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Eigentlich erkannte sie sich nur an der Kleidung. Jane trug eine braunbeige Jacke und den passenden Rock dazu. Ihre Beine und der Kopf liefen nach hinten weg. Es sah so aus; als würde der Körper in der Luft schweben.

Irgendwo knallte eine Tür.

Das mußte der Ausgang sein, aber es würde noch dauern, bis Jane Collins ihn erreichte.

Sie orientierte sich wieder zurück und fand an der gegenüberliegenden Seite einen schmalen Durchschlupf.

Dann war da wieder die Glaswand. Die Detektivin lächelte, als sie die Lippenstiftspuren erkannte. Es mußte jemand ziemlich hart dagegen gelaufen sein.

Rechts ging es weiter. Vorbei an mehreren schmalen Säulen und Spiegeln, die allesamt die Person verzerrten.

Der Gang mündete in einen runden Raum.

Jane blieb stehen!

Sie hatte eigentlich erwartet, das Pärchen hier zu sehen, doch sie befand sich allein hier. Die Detektivin hörte auch die Stimmen nicht mehr. Sollten die beiden den Raum verlassen haben?

Auch sie suchte den Ausgang.

Wahrscheinlich mußte man den einen oder anderen Spiegel wieder kippen, um weiterzukommen. Jane drehte sich im Kreis und erschrak bis ins Mark.

Plötzlich sah sie das Mädchen.

Ein Spiegel warf ihr Bild zurück.

Der Körper war völlig normal, nur das Gesicht war eine fürchterliche Grimasse.

Die Lippen waren weit auseinandergezogen, die Stirn wuchs höher, der gesamte Kopf hatte eine andere Größe als normal. Das alles hätte Jane nicht so erschreckt. Den Horror strahlte etwas anderes aus.

Es war das Beil mit der blutigen Klinge, das das Mädchen in der rechten Hand hielt.

Jane Collins stöhnte auf.

»O Gott«, flüsterte sie und 1000 Gedanken strömten durch ihren Kopf. War es Illusion, war es Wirklichkeit?

Die Detektivin verdrängte die aufkeimende Furcht und begann nachzudenken.

Bisher war alles normal verlaufen. Sie hatte sich gesehen, wenn auch verzerrt, ansonsten normal. Aber die blutige Axt mußte irgendwie in die Hand des Mädchens gekommen sein. Hatte sie die Waffe unterwegs aufgehoben? Hatte man ihr die gegeben?

Wenn ja, wozu?

Jane ahnte plötzlich, daß dieses Spiegelkabinett gar nicht so harmlos war, wie Dave Morris es angekündigt hatte. Hier mußte man sich vorsehen oder zurückgehen.

Ja, Jane wollte dem Mann noch einmal ein paar Fragen stellen.

Sie machte kehrt — und erstarrte.

Direkt vor ihr befand sich der runde Spiegel. Sie sah nicht ihr Konterfei darin, sondern ein anderes schreckliches Bild.

Den abgetrennten Kopf des jungen Mannes!

***

Ich hatte mir die Schaubude angesehen, doch sie war verschlossen gewesen. Und den Besitzer hatte ich nicht gefunden. Da ich keine Handhabe gegen ihn besaß, konnte ich nicht einfach einbrechen und mußte unverrichteter Dinge wieder fahren.

Bei einem Halbwüchsigen hatte ich mich erkundigt, wann die Schau so in der Regel begann.

Das sollte gegen 18 Uhr abends sein.

Bis dahin hatte ich noch ziemlich viel Zeit und fuhr wieder zurück in mein Büro, wo ich die alten Akten weiterhin aufarbeiten wollte.

»Schon wieder da?« Glenda zeigte sich überrascht.

»Ja, negativ.«

»Was hat es denn bei den Conollys gegeben?« wollte meine Sekretärin wissen.

»Nichts Besonderes.«

Glenda nickte nur. Diese, meine Reaktion, kannte sie. Ich gab die Antwort meist, wenn ein Fall noch nicht spruchreif war.

Bis 17 Uhr drückte ich mich an meinem Schreibtisch herum. Einmal rief Bill an.

Seine Stimme klang ziemlich aufgeregt. Er erkundigte sich, ob ich schon etwas unternommen hätte.

Ich mußte verneinen.

»Soll ich mitkommen?«

»Nein, nicht, Bill. Bleib du bei deinem Sohn. Wie geht es Johnny eigentlich?«

»Er ist normal.«

»Hoffentlich bleibt er so.«

Bill berichtete mir auch davon, was der Kleine am Morgen zu ihm

gesagt hatte.

Ich konnte mir gut vorstellen, wie groß der Schock für den Vater gewesen sein mußte.

Aber wieso kam der Junge auf die Idee? Wer hatte ihm das gesteckt? Er mußte geträumt haben, und ich wußte, daß es Dämonen gab, die Träume beeinflussen konnten. Auch ich hatte bereits gegen einen Traum-Dämon gekämpft, aber dieser Fall hier war anders.[2]

Er war erstens realer und auch makaberer.

Wir würden sehen, was dabei herauskam.

Mit Glenda fuhr ich um 17 Uhr nach unten. Der Himmel war bedeckt, aber es regnete nicht.

»Soll ich Sie nach Hause bringen?« fragte ich.

»Nein, danke, ich werde abgeholt.«

Der Mann wartete vor dem Yard Building. Er hatte beide Hände in den Taschen seines Trenchs vergraben und lachte, als er Glenda sah. In seinem Haar fing sich der Wind.

Glenda wurde etwas rot, und mir gab es einen winzigen Stich. Aber ich hatte kein Recht, eifersüchtig zu sein. Glenda und ich waren schließlich kein Paar.

»Dann wünsche ich Ihnen viel Spaß«, sagte ich und quälte mir gerade noch ein Lächeln ab.

»Danke, John.« Sie lief auf den Mann zu.

Ich drehte ab, weil ich nicht scharf darauf war, die Begrüßungsszene zu erleben.

Wenig später hatte ich mich in den fließenden Verkehr eingeordnet und fuhr zum zweitenmal an diesem Tag dem kleinen Platz entgegen, wo die Schaubude stand.

Hoffentlich rannte ich nicht einem Phantom hinterher, aber dieser Mirror-Man war die einzige Spur, die ich hatte. Ich mußte über die Themse und sah zu, daß ich zur Southwark Bridge kam. Der Verkehr war wieder der reinste Horror. Ich spielte ernsthaft mit dem Gedanken, die Fahrten innerhalb Londons mit der U-Bahn zu erledigen. Dann jedoch würde ich in den Nachteil geraten, wenn mein Gegner motorisiert war.

Zum Glück kam es zu keinen größeren Staus. Hinter der Brücke konnte ich dann schneller fahren und rollte tief in den Vorort Southwark hinein, wo London sein nicht touristisch aufgeputztes Gesicht zur Schau stellte.

Alte Häuser, dicht nebeneinander gebaut. Wenig Grünflächen. Hier wohnten die Menschen, die tagsüber schwer arbeiteten, aber auch viel Gesindel, das sich unter die Einheimischen gemischt hatte. Denn es befanden sich Ghettos in der Nähe, in denen nur Farbige wohnten. Ein Kolonialerbe, an dem wir Briten schwer zu knacken hatten.

Über die Hausdächer hinweg ragte stolz der viereckige Turm der

Southwark Cathedral. Ein architektonisch ausgefallenes Bauwerk mit seinen drei Kirchenschiffen, die den Turm praktisch einrahmten. Aber soweit wollte ich nicht.

Ich rollte über die Union Street und bog dann nach rechts ein, wo auch mein Ziel lag.

Redcross Way.

Schon sah ich den Platz. Er fiel auf, weil die Gegend um ihn herum sehr dicht bebaut war. Noch in der Straße parkte ein alter VW, der aussah wie Janes Wagen.

Ich lenkte den Silbergrauen auf den Platz, stieg aus und schaltete die Alarmanlage ein, indem ich mich noch einmal in den Wagen zurückbeugte. Die Bude war erleuchtet. Zahlreiche bunte Birnen glühten auf. Sie befanden sich dicht nebeneinander und erinnerten mich an eine bunte Perlenschnur.

Ich hörte die Musik und sah auch die paar Zuschauer, die vor der Bude standen.

Sie lauschten den Worten des Besitzers, der soeben erklärte, wie toll sein Spiegelkabinett doch war.

Langsam schlenderte ich näher.

Der Mann sah mich und stutzte. Er konnte seinen Redefluß nicht mehr fortführen und geriet aus dem Konzept.

Ich blieb stehen. Über die meisten Köpfe vor mir konnte ich hinwegschauen und betrachtete die Dekoration der Bühne. Sie war effektvoll. Der große Spiegel gab unsere Gestalten verzerrt wieder, aber trotz der tollen Aufmachung konnte der Mann keine Besucher mehr in sein Spiegelkabinett locken.

Die meisten hatten dem Labyrinth auch schon einen Besuch abgestattet. Und ein zweitesmal interessierte es sie nicht.

Nur zwei Halbwüchsige zahlten den Eintritt und verschwanden durch eine Tür.

Ich stieg ebenfalls über die Leiter dem Kassenhäuschen entgegen. Als ich davor stehenblieb, klatschten die ersten Regentropfen auf den Boden.

»Auch eine Karte, Sir?« fragte mich Mirror-Man.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein; Mister, ich möchte mit Ihnen reden.«

Gleichzeitig zeigte ich ihm meinen Ausweis.

»Polizei?«

»Ja, Mister…«

»Moment, ich komme.« Er verließ sein Kassenhäuschen. »Ich bin mir keiner Schuld bewußt«, sagte er sofort. »Ich habe nichts getan…«

»Sagen Sie mir Ihren Namen.«

»Dave Morris.«

»Okay, Mr. Morris. Ich bin nicht gekommen, um Sie zu verhaften, sondern weil ich Fragen habe. Zudem bemerkte ich, daß Sie

erschraken, als Sie mich vorhin sahen. Hatte das einen Grund?«

»Ja und nein.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Waren Sie nicht schon einmal hier?«

»Am Mittag.«

»Da sah ich Ihren Wagen. Sie fuhren ab, als ich gerade zurückkam. Habe mich schon gewundert, was ein Mann in solch einer Benzinkutsche bei mir will?« Er grinste.

»Nur mit Ihnen reden.«

»Und worüber?«

»Über Ihre Show hier.« Ich deutete in die Runde. »Sieht ja ordentlich aus, das alles.«

Der Wind blies ihm die Asche von der Zigarette. »Ja, ich habe was getan.«

»Aber ein schlechtes Publikum.«

»Leider.«

»Können Sie sich eigentlich noch an die Leute erinnern, die Sie besuchen kommen?«

»Manchmal«

»Mich interessiert da ein Mann, der…«

»Meinen Sie diesen Ernie Lidell?«

Ich, stutzte. »Wer ist das denn?«

Er nahm noch einen Zug an der Zigarette und schleuderte sie dann in eine Pfütze.

»Ach, vergessen Sie ihn. Danach hat mich vorhin jemand gefragt.«

»Ich rede von einem Mann, der, mit einem kleinen Kind gestern gekommen ist.«

»Wie alt war der Junge denn?«

»Drei Jahre.«

Mirror-Man nickte eifrig. »Stimmt, Mr. Sinclair. An den erinnere ich mich gut.«

»Wie lange waren die beiden in dem Kabinett?«

Morris hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Hier auf der Bühne befindet sich nur der Eingang. Der Ausgang ist an der Rückseite. Ich sehe die Leute nicht mehr, nachdem sie in diesem Wagen verschwunden sind.« Er holte eine neue Zigarette hervor. »Wieso fragen Sie? Ist was mit den beiden passiert?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Aber…?«

Ich winkte ab und wechselte das Thema. »Managen Sie den Betrieb hier allein?«

»Fast.«

»Was heißt das?«

»Ich habe noch einen Gehilfen.«

»Und wo finde ich den?«

Morris deutete mit seinem Daumen über seine Schulter. »Er hält sich fast immer im Innern auf.«

»Kann man mit ihm reden?«

»Das wird kaum Zweck haben. Der ist etwas zurückgeblieben, zudem verwachsen und ist eigentlich nur angestellt, um die Leute zu erschrecken. Ich wollte ihn schon immer weghaben, aber ich bringe es nicht übers Herz. Der ist ein kleiner Schlußgag, wissen Sie. Wenn jeder denkt, es wäre vorbei, taucht er auf.«

Dieser Mann interessiert mich. »Wo kann ich ihn finden?«

»Ich sagte Ihnen ja schon, er steckt irgendwo. Sie müßten schon das Labyrinth durchqueren.«

Dazu hatte ich keine Lust, und das sagte ich dem guten Mirror-Man auch. »Aber ich könnte mich an der Rückseite aufstellen.«

»Ja, das geht.«

»Wo schlafen Sie eigentlich?« fragte ich.

»In einem kleinen Wagen. Das heißt, da schläft mein Gehilfe. Ich suche mir immer eine billige Pension.«

»Und wo steht der Wagen?«

»Hinter diesem. Da führen wir auch die Ersatzteile mit, wenn mal was zerschlagen wird.«

Ich bedankte mich, und Morris kümmerte sich um drei weitere Gäste, die er unbedingt anlocken wollte.

Es nieselte, und ich stellte den Mantelkragen hoch. Der Platz war nur zur Hälfte mit schlechtem Pflaster bedeckt. Ansonsten lagen Schotter und feiner Splitt auf dem Boden.

Es war dämmrig geworden. Am Himmel hatten sich die Wolken verdichtet. Die Autos fuhren mit eingeschalteten Scheinwerfern.

Der Wagen taugte wirklich nicht viel. Wer hier lebte, durfte wirklich keine Ansprüche stellen.

Er fuhr auf zwei Rädern, bestand aus Holz und Metall und besaß eine Deichsel, die hochgestellt war. Die Tür fand ich an der Seite. Sie hing schief in den Angeln, und als ich die Klinke nach unten drückte, konnte ich die Tür aufziehen.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Da sich mir die Chance schon einmal bot, wollte ich auch nachschauen.

Viel sah ich nicht, weil es zu dunkel war. Um etwas erkennen zu können, mußte ich schon meine Lampe einschalten. Der schmale, dünne Strahl stach in die Düsternis, und ich sah tatsächlich allerlei Gerümpel.

Blinde Spiegel, zum Teil zerbrochen, rostiges Werkzeug, Holzbalken, Latten und Leisten.

Im Wagen selbst hielt sich niemand auf. Ich machte einen großen Schritt und kletterte hinein. Wenn der Gehilfe hier hauste, dann mußte er auch irgendwo seine Schlafstelle haben.

Ich leuchtete nach rechts.
Zittrige Staubkörner, Schmutz, alte Decken und Lappen und ein Bett. Nein, nur ein altes Matratzenlager, das feucht roch. Feucht und auch faulig.
Ich mußte mich bücken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen. Ich senkte die Lampe, richtete den Strahl zu Boden und ließ ihn dort im Kreis wandern. Staub, wohin ich schaute. Ein alter Stuhl, der sehr wacklig aussah, kein Tisch. An einem Haken hing ein Kittel, der die Hälfte einer normalen Größe aufwies.
Eigentlich nichts Verdächtiges. Und doch blieb bei mir ein ungutes Gefühl.
Es war die Atmosphäre, die dieser Wagen ausströmte. Sie kam mir irgendwie vergiftet vor.
Wieso?
Ich ging noch einen Schritt vor und leuchtete wieder zu Boden.
Da sah ich den Grund meines Unbehagens.
Man hatte ihn auf den Boden gemalt. Es war eine Teufelsfratze!

***

Damit hätte ich nun wirklich nicht gerechnet. Ich senkte meinen Blick und schaute mir die Fratze genauer an.
Und da erlebte ich die zweite Überraschung.
Sie befand sich nicht allein auf dem Boden, sondern in das dreieckige Teufelsgesicht hatte jemand ein Foto geklebt. Es war farbig und zeigte ebenfalls ein Gesicht.
Ich kannte es nicht, doch ich prägte mir die Züge genau ein.
Leider sind durch die Werbung die Menschen praktisch in zwei Gruppen eingeteilt worden. In schöne und häßliche. Man sieht das jedesmal, wenn man auf die Mattscheibe schaut. Da gibt es in den Werbespots nur schöne Menschen.
Ich jedoch hütete mich davor, so zu denken. Für mich kam es nie auf das Äußere an, bei mir zählte die Seele. Aber diese Fotografie zeigte einen wirklich häßlichen Menschen.
Das Gesicht wirkte so, als hätte jemand daran gezogen. Da saß die Nase ebenso schief wie die Augen. Ich sah nur ein Ohr, einen verkniffen wirkenden Mund, trotz der dicken Lippen, und ich erkannte den tückischen Ausdruck in den Augen.
Tückisch, lauernd, voller Haß!
Ja, so schaute mich der Mann von der Fotografie an.
Und dieses Bild zusammen mit der Teufelsfratze bewies mir, daß die beiden einen Pakt geschlossen hatten.
Der Häßliche und der Satan.
Morris hatte von seinem Gehilfen erzählt. Ich war sicher, nun dessen Konterfei vor mir zu sehen.

Und somit war es auch ein Fall für mich, den Geisterjäger, geworden. Ich würde Morris und seinem Gehilfen ein paar Fragen stellen. Diesmal allerdings nicht so freundlich.

Als ich mich aufrichtete, geschah es.

Mit einem Knall fiel die Tür ins Schloß. Ich wirbelte herum. Hatte der Wind die Tür zugeschlagen oder…

Nein, der Wind war es nicht, denn schon einen Atemzug später hörte ich das Kichern und die haßerfüllte Stimme.

»Jetzt mache ich dich fertig, du Hund!«

***

Jane Collins hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Sie war viel gewohnt, aber das hier konnte auch einem Menschen mit starken Nerven unter die Haut gehen.

Das Mädchen hielt das Beil mit der blutigen Klinge, und in einem anderen Spiegel erschien der Kopf.

Tricks? Magie? Zauberei?

Alles kam für Jane in Frage. Die Detektivin fühlte plötzlich die Gefahr, die in diesem runden, mit Spiegeln ausgestatteten Raum lauerte, und die förmlich nach ihr zu greifen schien.

Jane zitterte.

Sie suchte den Ausgang, doch wo kam sie so schnell nach draußen? Dann war das Bild verschwunden.

Jane sah sich wieder in allen möglichen Formen und Perspektiven. Von dem anderen Bild war nichts mehr zu erkennen. Die Detektivin wischte sich über die Augen.

Hatte sie geträumt, hatte irgend jemand ihr das Bild vorgegaukelt?

Das konnte sein, denn es gab das Gebiet der Holografie, die man mit dreidimensionaler Fotografie umschreiben konnte. Man schaffte es durch diese Technik, Bilder, und zwar dreidimensionale, in den Raum zu projezieren.

Unwahrscheinlich…

Dann hörte Jane Schritte.

Keine schleichenden oder bewußt zurückgehaltenen Schritte, sondern völlig normale.

Im nächsten Augenblick erschienen zwei Gestalten.

Das Paar!

Völlig normal und so wie immer. Niemand blutete, und das Mädchen hielt auch kein Beil mit blutverschmierter Klinge in der Hand.

Jane mußte die beiden wohl ziemlich verdutzt angestarrt haben, denn sie blieben stehen.

»Ist was?« fragte der Junge mit der Nickelbrille.

»Nein, was soll sein?«

»Sie starren uns so komisch an.«

»Entschuldigen Sie, aber ich war überrascht.« Jane lächelte. »Dieses Spiegelsystem bringt mich völlig durcheinander. Ist bei Ihnen beiden denn alles in Ordnung?«

Das Mädchen schob seinen Gummi von der rechten in die linke Wange. »Was soll das denn wieder?« fragte es.

»Ich meinte nur.«

»Sie sind doch richtig im Kopf?« erkundigte sich der Junge und tippte sich an die Stirn.

»Völlig normal.«

»Dann ist gut.« Er schaute auf seine Begleiterin. »Los, Gilda, laß uns weitergehen. Hier ist es mir zu komisch.«

Jane ließ die beiden passieren, die ihr noch einen schiefen Blick zuwarfen.

Die Detektivin war gespannt darauf, wo sich der Ausgang befand. Zielstrebig gingen die Leute auf eine Stelle zwischen zwei runden Spiegeln zu. Kaum hatten sie einen im Boden befindlichen Kontakt berührt, als sich die Wand öffnete und den Blick in einen nächsten, ziemlich düsteren Raum freigab.

Die Tür schloß sich wieder.

Jane blieb allein zurück.

Sie atmete aus und schüttelte den Kopf. »Das ist verrückt«, flüsterte sie. »Das ist irre, wirklich. Verdammt, ich muß hier raus.« Sie stöhnte und merkte jetzt auch, daß sich die Luft verändert hatte. Sie war wärmer geworden, irgendwie stickiger und viel schwerer zu atmen als zuvor.

Jane wollte zurück. Sie hatte keine Lust mehr, das gesamte Labyrinth zu durchqueren, um schließlich noch schlimmere Überraschungen zu erleben. Die ersten reichten ihr, und sie würde auch eine Untersuchung in Gang setzen, darauf konnte sich dieser Morris verlassen. Es war schon kriminell, die Leute so zu erschrecken.

Das Sprichwort heißt: Wenn man vom Teufel spricht, dann steht er plötzlich da.

So erging es Jane Collins mit Dave Morris.

Auf einmal sah sie ihn.

Und er hielt eine Maschinenpistole in der Hand, deren Mündung auf Jane zeigte…

***

Dave Morris' Stimme war es nicht, die mir so einiges versprochen hatte, denn die kannte ich. Also mußte der Gehilfe draußen lauern, der Häßliche, dessen Gesicht ich in der Teufelsfratze gesehen hatte.

Große Furcht hatte ich nicht. Die Wände des Wagens waren so dünn gebaut, daß ich sie durchbrechen konnte, wenn ich mich einmal heftig dagegenwarf.

Zuvor verhielt ich mich ruhig.

Schritte, die den Wägen umkreisten. Ich hörte sie sehr deutlich und auch die Stimme.

Der Kerl versprach mir alles mögliche, nur nichts, was mich freuen konnte.

Und er schaffte es.

Ich hatte zu lange gewartet, denn auf einmal begann der Wagen zu zittern. Er wackelte hin und her, in kleinen, rhythmischen Stößen. Die jedoch nicht gleich blieben, sondern immer stärker wurden und den Wagen heftig hin- und herschaukelten.

Ich hatte Mühe, das Gleichgewicht zu behalten und stellte fest, daß magische Kräfte von dem Wagen Besitz ergriffen hatten. Das nicht zu knapp, denn auf einmal begann die Teufelsfratze zu glühen. Sie wurde dunkelrot und verschmolz mit dem Bild noch mehr zu einer Einheit. Ich selbst blieb auch nicht verschont, denn schlimme Gedanken durchpulsten mein Gehirn.

Killergedanken…

Irgend etwas zwang mich, meine Hand unter die Jacke zu schieben und nach der Beretta zu fassen.

Ich hätte die Waffe auch sicherlich von allein gezogen, aber daß man mich darauf aufmerksam machte, dazu noch auf diese Art und Weise, war schön sehr seltsam.

Seltsam und gefährlich…

Waren wieder die Gedanken-Killer am Werk? Hatte ich den letzten Fall doch noch nicht überstanden? Zwar spürte ich körperlich die Nachwirkungen, doch nun machten sie sich auch in meinem Gehirn breit.

Ich zog die Beretta hervor.

Aber was sollte ich damit?

Ich ertappte mich dabei, daß ich halb gebückt in dem zitternden Wagen stand und darauf wartete, neue Befehle zu bekommen.

Unheimliche Befehle.

Heb den Arm!

Ich folgte — verdammt, ich tat es.

Als würde meine Hand an einem unsichtbaren Faden hängen, so langsam glitt mein Arm in die Höhe.

Und die Mündung der Waffe fand ein Ziel.

Den halbblinden Spiegel…

Nur war er nicht mehr halbblind. Seine Oberfläche glänzte matt, und rings um das Gestell wallten hellgraue Nebelwolken. Mit diesem Gegenstand war irgend etwas geschehen, nur konnte ich nicht sagen, was, denn ich mußte gehorchen.

Ich zielte auf den Spiegel.

Doch nicht nur auf die leere Fläche. Dort tat sich etwas. Zuerst wollte

ich meinen Augen kaum trauen, dann aber sah ich eine Gestalt, die sich aus der matten Fläche hervorhob und immer deutlichere Konturen annahm.

Ein Mann.

Und den kannte ich.

Verdammt gut sogar, denn die Gestalt, die ich dort sah, war ich selbst. Mein Spiegelbild starrte mich an.

Aber war es wirklich mein Spiegelbild? Mir kamen Zweifel, denn dann hätte ich mich schon viel früher sehen müssen. Bei meinem Eintritt war der Spiegel noch völlig blind gewesen.

Nun warf er mein Bild zurück.

Hexerei?

Der Mann war wirklich ich selbst. Vertraute Gesichtszüge, die Nase, die Augen, der Mund.

Nur grinste der andere, während mein Gesicht unbewegt war, wie ich zumindest glaubte.

Schieß! hörte ich den Befehl.

Ich zuckte zusammen. Für eine Sekunde sah ich klar. Wenn ich schießen würde, dann schoß der andere ebenfalls, dann jedoch legte sich wieder der Nebel über mein Hirn.

Schieß! schrie es in meinem Schädel. So laut, daß ich an eine Explosion dachte und zurücktaumelte.

Mein Spiegelbild verzerrte sich. Für einen Moment wurde es unscharf, dann war es wieder klar zu sehen, und ich bekam den gellenden Befehl.

Schieß, verdammt!

Ja ich tat es.

Ich schoß!

***

Jane Collins konnte nicht mehr anders. Bevor der andere — oder war es nur eine Illusion? — abdrücken konnte, warf sie sich zu Boden, rollte sich herum, und riß eine Astra-Pistole aus der Handtasche. Jane hatte es gelernt, mit der Waffe umzugehen.

Sie feuerte.

Obwohl sie am Boden lag, traf sie sicher. Die Kugel hieb in die Scheibe. Es gab einen splitternden Krach, als das Geschoß den Spiegel zerstörte.

Kleine Glasreste flogen nach allen Seiten weg, während andere, spitze Scherbenreste noch im Rahmen hängenblieben und dort gefährliche Fallen bildeten.

Sekundenlang blieb Jane liegen. Es war still geworden, und sie hörte nur ihren eigenen keuchenden Atem. Das Spiegelbild existierte nicht mehr, die Kugel hatte es ausgelöscht, dafür hörte Jane etwas anderes.

Gellendes Gelächter, das schaurig in ihren Ohren widerhallte und nur allmählich verstummte.

Jane setzte sich aufrecht.

Die Waffe hielt sie noch immer fest. Es gab ihr das Gefühl einer etwas stärkeren Sicherheit. Aber da war niemand, der ihr ans Leben wollte.

Die Detektivin befand sich allein in dem Saal mit dem jetzt zerschossenen Spiegel.

Sie stand auf.

Die flache Astra-Pistole steckte sie nicht mehr in die Handtasche, sondern in ihren Gürtel, der die Taille umspannte. So konnte sie schneller herankommen.

Und sie dachte daran, daß dieser Irrgarten aus Spiegeln und Täuschungen verdammt gefährlich war. Hier zeigte sich, daß es nicht nur ein Labyrinth war, sondern ein gefährliches dazu. Wahrscheinlich passierte nicht allen Menschen das, was ihr widerfahren war, da suchten sich der oder die, die passenden Leute schon aus. Und Jane hatte es getroffen, daran ging kein Weg vorbei.

Noch allerdings konnte sie keinen Zusammenhang zwischen Ernie Lidells Tod und seinem Besuch hier entdecken. Sie war jedoch davon überzeugt, daß sie einen finden würde.

Mit diesem Wissen setzte sie ihren Weg fort. Es war nicht schwierig, wieder zurückzukehren, doch Jane täuschte sich.

Da gab es plötzlich keinen Ausgang mehr.

Sie fühlte alle Spiegel ab. Nichts.

Nur dieser eine Ausgang, durch den auch das Paar gegangen war, das Jane für verrückt erklärt hatte.

Die Detektivin war noch weit davon entfernt, in Panik zu verfallen, sie wurde allerdings sehr nachdenklich. Und sie suchte jetzt konzentriert nach einem Ausweg.

Die Spiegel saßen fest.

Dafür aber machte sie eine andere Entdeckung, die ihr bewies, wieso sich soviel verändert hatte.

Der runde Raum, in dem auch sie sich befand, drehte sich.

Langsam nur, aber zu sehen und zu merken. Dieses teuflische Spiegelkabinett war für Jane Collins in der Tat zu einer lebensgefährlichen Falle geworden.

Davon ging sie aus.

Und Hilfe? Konnte sie überhaupt Hilfe erwarten? Nein, bestimmt nicht, denn sie glaubte, daß Dave Morris hinter allem steckte. Die Fragen schienen ihm zu unangenehm gewesen zu sein, Jane hatte sich verdächtig gemacht und mußte dafür die Quittung zahlen.

Sie glaubte an sich nicht mehr daran, daß in diesem Raum noch etwas geschehen würde, doch sie hatte sich getäuscht.

Aus den Augenwinkeln nahm sie das Flimmern auf einem der Spiegel wahr. Und dann sah sie dort eine Gestalt.

Nein, zwei.

Und die ähnelten sich nicht nur, die waren identisch.

Nicht allein deswegen bekam Jane Collins den großen Schreck, sondern weil sie die Gestalten kannte.

Beide stellten ein und dieselbe Person dar.

John Sinclair!

Und beide waren nur im Spiegel zu sehen, in der Perspektive etwas verzerrt, aber Jane erkannte, daß die Sinclairs Waffen in den Händen hielten.

Zwei Berettas!

Warum? Was ging da vor? Weshalb standen sich zwei Sinclairs gegenüber? Wieder eine Illusion oder diesmal echt?

Janes Knie begannen zu zittern. Schweiß bildete sich auf ihrer Stirn. Sie lief zu dem Spiegel hin, wollte ihn tasten, greifen, faßte ihn dann an, und ihre Hände strichen über die glatte Fläche.

Das war kein Zeitspiegel, kein Ein stieg in die andere Dimension, nein, dieser Spiegel war völlig normal, oder auch nicht normal.

Und dann wurde geschossen.

Jane sah noch eine Feuerblume aufplatzen, doch was weiter geschah, bekam sie nicht mit.

Das Bild war verschwunden.

Nur noch eine nackte Spiegelfläche präsentierte sich ihren Blicken. Es schien, als hätte es die beiden Sinclairs nie gegeben. Und doch waren sie da gewesen.

Davon ließ Jane Collins sich nicht beirren. Sie hatte sie gesehen und mitbekommen wie sie aufeinander schossen.

Einer oder beide?

Das wußte sie nicht genau zu sagen, aber sie zermarterte sich den Kopf darüber, wieso die Gestalt ihres Freundes John Sinclair in doppelter Projektion auf der Oberfläche des Spiegels zu sehen gewesen war? Das mußte doch einen Grund haben.

Lag dieser Grund vielleicht in ihrer Anwesenheit?

Jane dachte darüber nach. Ja, anders konnte es ihrer Meinung nach gar nicht sein, denn wer sollte schon wissen, daß sie und John Sinclair stark befreundet waren. Es sei denn, ihre gemeinsamen Feinde hätten wieder eingegriffen, wie Dr. Tod mit seiner Mordliga oder Asmodina. Das war möglich.

Nur mußte dieser Anschlag von langer Hand gesteuert worden sein. Daran jedoch glaubte Jane nicht.

Wie dem auch sei, diese Probleme waren im Augenblick zweitrangig. Sie mußte zusehen, daß sie aus dem gefährlichen Labyrinth der Spiegel herauskam.

Und ihr blieb nur der Weg nach vorn. Den, den auch das Paar eingeschlagen hatte.

Jane Collins machte sich auf den Weg. Sie atmete noch einmal tief durch und folgte dem Paar in den Raum hinein, der düster hinter der Öffnung lag.

Schlagartig wurde es kühler. Und schlagartig änderte sich auch die Umgebung.

Schwarze Wände. Nicht dunkel angestrichen, sondern mit Samtvorhängen bedeckt.

Aber vor den beiden Wänden standen Holzgestelle, an denen runde Spiegel befestigt waren, ähnlich wie die Scheiben, die Jane im Zirkus schon gesehen hatte, wenn Messerwerfer auftraten. Auf die Scheiben wurden jeweils die Partnerinnen der Messerwerfer gebunden.

Diese hier hielten wirklich einem Vergleich stand, nur befanden sich hier glänzende Spiegel auf den Oberflächen.

Und auch ein Spiegel auf dem Boden. Ein großes Quadrat, eingerahmt von schwarzen Steinen.

Das gleiche an der Decke.

Jane Collins befand sich wirklich in einem Spiegelsalon. Diese Mischung aus hell und dunkel irritierte sie gewaltig. Sie fühlte sich bedroht, in die Enge getrieben, und als sie ihren Kopf hob, sah sie ihr eigenes Bild an der Decke.

Ansonsten war der Raum leer.

Jane suchte eine Tür. Sie entdeckte sie nicht, so sehr sie auch danach forschte.

»Hallo?« Ihre Stimme hallte nach.

Vorsichtig ging sie tiefer in diesen geheimnisvollen Raum hinein. Wo sich auf dem Boden und der Decke die Ränder des Spiegels befanden, schimmerte Licht.

Es war kalt, ohne jede Wärme.

Jane fröstelte. Das nicht nur wegen der gesunkenen Temperatur. Dieser Raum hier war ihr unheimlich.

Wie von einer unsichtbaren Hand angetrieben, begannen sich die beiden Spiegelräder plötzlich zu drehen. Jane hörte den Luftzug, er war erst nur ein Säuseln, verstärkte sich aber dann und wurde zu einem regelrechten Rauschen, das überging in einen gefährlichen Sog, der wie ein Sturmwind über die Detektivin kam und an ihr zerrte.

Jane bemerkte die Gefahr zu spät. Sie wollte noch weg, stemmte sich gegen den Sog, doch es war bereits zu spät.

Das andere war stärker.

Gnadenlos hielt der Sog sie gefangen und er riß an ihr. Plötzlich verlor Jane den Halt, die Füße fanden keinen Kontakt mehr zum Boden, und dann riß sie der Sog rücklings auf eine der sich drehenden Spiegelscheiben zu.

Die Detektivin schrie.

Jetzt mußte der Aufprall erfolgen.

Er kam auch, aber anders als Jane Collins ihn sich vorgestellt hatte. Ihr Körper zerstörte die rotierende Scheibe nicht, sondern wurde von ihr aufgesaugt.

Jane Collins, die Detektivin, verschmolz mit der Oberfläche des runden Spiegels.

Sie fühlte die Kraft an ihren Armen und Beinen, die beide auseinandergezogen wurden, und sie hing schließlich in der Scheibe wie die Partnerin des Messerwerfers. Nur war Jane nicht extra gefesselt. Ihre Fesselung besorgte die Scheibe selbst.

Noch stand sie still.

Jane konnte sich nicht mehr rühren. Aber sie bekam alles mit, was um sie herum vorging.

Und sie hörte die Schritte.

Dumpf, überlaut drangen sie an ihre Ohren. Im nächsten Moment sah sie die beiden Personen.

Es war das junge Paar.

Durch einen Spiegel betraten sie den Raum. Das Mädchen hielt sich eng an der Seite des jungen Mannes und trug ein Tablett auf den vorgestreckten Armen.

Janes Augen wurden groß, als sie erkannte, was auf dem Tablett lag. Sechs Messer!

Gefährliche Wurfgeschosse, von deren Klingen das Blut tropfte und eine Lache auf dem Tablett gebildet hatten.

Wahrheit? Illusion?

Jane Collins wußte es nicht. Sie wußte nur, daß sie auf einmal eine ungeheure Angst verspürte.

Die beiden Neuankömmlinge stellten sich in etwa vier Schritten Entfernung auf.

Fast berührten sie mit ihren Rücken die gegenüberliegende Scheibe.

Sie schauten sich an, nickten. Das Startzeichen.

Der junge Mann streckte seinen rechten Arm aus und hob das erste Messer vom Tablett. Er nahm die Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger, führte den rechten Arm in die Höhe und maß noch einmal die Entfernung ab.

Zweimal ließ er den Arm vor- und zurückschnellen. Darm schleuderte er die Klinge auf Jane Collins zu…

***

Johnny blieb bei seinen Eltern im Wohnzimmer. Da hatten sie ihn immer unter Kontrolle. Es war ihnen auch egal, daß er den Raum in eine Räuberhöhle verwandelte, sie hatten sein Spielzeug mitgenommen.

Zumeist spielte Bill mit ihm. Er und sein Sohn hockten zusammen und bauten ein Haus. Johnny gefielen die bunten Klötze zwar, aber nicht die Vorstellungen seines Vaters, er zerstörte die Bauwerke immer dann, wenn sie fast fertig waren.

Sheila war sehr nervös. Sie konnte nicht still sitzenbleiben, sondern schritt immer aufgeregt durch das Zimmer. Hin und wieder warf sie Johnny einen besorgten Blick zu, der Junge spielte jedoch und war völlig normal.

Draußen regnete es. Die feinen Tropfen sprühten gegen die Scheibe und legten dort einen Film aus Schmutz und Wasser auf das Glas.

Sheila ließ sich aufseufzend in einen Sessel fallen und streckte die Beine von sich.

»Was ist los?« fragte Bill, erhob sich aus seiner Hockstellung und nahm neben Sheila auf der Lehne Platz.

»Ich wundere mich nur, daß John noch nichts hat von sich hören lassen.«

»Er wird unterwegs sein.«

»In unserem Fall?«

»Klar.«

Sheila hob die Schultern. Sie fuhr mit fünf Fingern durch ihre Haarpracht, das nicht mehr so stark den blonden Ton zeigte. Sheila hatte sich ein paar braune Strähnen hineinfärben lassen.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Bill. »Wir packen es schon.«

»Das sagst du so.«

»Ja, du brauchst keine Angst zu haben.«

»Und wenn Johnny wieder durchdreht?«

»Bis jetzt ist er ruhig geblieben. Ich kann gar nicht glauben, daß er so etwas getan hat. Aber er hat mir ja selbst einiges versprochen. Deshalb war ich heute morgen ja auch so bleich, als ich aus Johnnys Zimmer kam.«

»Das habe ich gemerkt.«

Johnny begann zu quängeln. Er wollte etwas zu trinken haben..

Sheila holte ihm ein Glas mit Saft. Der Kleine nahm es in beide Hände und trank langsam. Ein paar Tropfen rannen an seinem Kinn entlang. Sheila wischte sie mit einem Tuch weg.

Als der Becher leer war, strahlten die Augen des Kleinen. »Kommt Onkel John noch?« fragte er.

»Nein«, erwiderte Sheila, »ich glaube nicht. Aber warum fragst du nach ihm?«

»Ich habe an ihn gedacht.«

»So? Und was hast du gedacht?«

»Nichts.«

Sheila lachte. »Jetzt lügst du, Johnny. Und ich habe dir doch gesagt, daß man nicht lügen soll. Was hast du gedacht?«

»Daß er vielleicht eine Pistole hat…«

Bisher hatte Bill Conolly dem Dialog der beiden nur am Rande zugehört. Nun wurde er aufmerksam. Sein Kopf nickte in die Höhe, der Blick nahm einen harten, aber auch lauernden Ausdruck an.

»Eine Pistole?« echote er. »Hat Onkel John denn eine Pistole?«

Johnny nickte. »Und er wird auch schießen.«

»Wo wird er schießen?« fragte Bill. Sein und Sheilas Blick trafen sich über den Kopf des Jungen hinweg. In beiden Augen stand die Sorge zu lesen. Denn was Johnny soeben von sich gegeben hatte, war zumindest sehr ungewöhnlich.

Johnny lächelte. Seine Augen lächelten nicht mit, das sahen beide Elternteile.

»Wo wird er schießen?« drängte Bill.

Johnny hatte bisher auf dem Boden gesessen. Jetzt drehte er seinen Körper zur Seite, stemmte sich hoch und stand auf. Ziemlich schwankend blieb er stehen, als hätte er einen Schwindelanfall bekommen. »Soll ich es euch zeigen?«

»Natürlich, Johnny. Wir warten darauf.«

»Onkel John wird bald schießen.« Er wiederholte den Satz, und über Sheilas nackte Arme rann eine Gänsehaut, als sie die Worte ihres Sohnes hörte.

Welche Verbindung bestand zwischen Johnny und dem Geisterjäger? Der Kleine ging zur Tür. Er lächelte dabei und lief schnell aus dem Raum.

Dabei schlug er nicht den Weg nach links zu seinem Zimmer ein, sondern ging nach rechts, wo auch das Badezimmer lag. Seine Eltern konnten kaum Schritt halten, so schnell lief er. Als er die Tür öffnen wollte, rutschte seine Hand ab.

Bill half ihm.

Sheila stand dicht hinter ihrem Mann. Sie war aufgeregt, denn der Reporter spürte ihren Atem in seinem Nacken.

Johnny ging ins Bad und wandte sich sofort der Spiegelwand zu. Die beiden Spiegel hingen über den zwei Waschbecken. Sheila hatte sie nach der Morgentoilette noch geputzt. Jetzt allerdings wunderte sie sich, wie matt der linke Spiegel war. Seine Fläche hatte eine völlig andere Farbe angenommen. Man konnte sich nicht einmal darin sehen.

Sheila klammerte sich an Bill Conolly fest. »Was ist das?« flüsterte sie rauh.

Der Reporter hob die Schultern. Eine Antwort konnte er ihr beim besten Willen nicht geben. Auch für ihn war das Ganze ein Rätsel.

Johnny war vor dem Spiegel stehengeblieben, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, um hineinzuschauen. Seine kleinen Hände umklammerten den Rand des Waschbeckens.

»Onkel John«, hauchte er.
»Mein Gott, das ist schrecklich.« Sheila fröstelte. Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch Bill legte ihr rasch einen Finger auf die Lippen.
Und jetzt tat sich etwas.
Die Spiegelfläche geriet in Bewegung. Sie sah wie eine Mattscheibe aus, auf der nur »Schnee« zu sehen war.
Oder?
Nein, plötzlich sahen die drei etwas anderes. Zwei Gestalten, die sich aufs Haar glichen.
Zwei Männer.
Und zweimal John Sinclair!
»Onkel John!« rief der Kleine, und seine Stimme klang verzweifelt.
Sheila und Bill sagten nichts. Sie starrten nur auf den Spiegel. Und sie sahen, daß jeder John Sinclair eine Waffe in der rechten Hand hielt.
Eine Beretta.
Jetzt hoben die beiden den Arm. Und dann wurde geschossen!

***

Ich feuerte.
Doch im letzten Moment hatte ich so etwas wie einen Lichtblick. Ich senkte die Mündung um eine Winzigkeit, sah es im Spiegel ebenfalls aufblitzen, und mich traf der ungeheuer harte Schlag am linken Bein.
Im ersten Augenblick war ich wie gelähmt, überhaupt zu keiner Reaktion fähig.
Dann kam der Schmerz.
Und mit ihm der Taumel.
Mir wurde schwindlig. Ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten, mein Kopf schien mit Watte gefüllt zu sein, so daß ich nachgab und in die Knie brach.
Und noch immer hörte ich die Stimme.
Sie lachte jetzt.
Höhnisch, breit und triumphierend. Ich fiel zur Seite, hockte mich zu Boden und streckte mein getroffenes Bein aus, wobei ich auch den nassen Fleck sah.
Blut!
Ich biß die Zähne zusammen, als ich den Schmerz spürte und auch wieder in den Spiegel schaute.
Dort war mein Ebenbild verschwunden. Auch der Nebel hatte sich verflüchtigt. Vor mir befand sich ein stinknormaler Spiegel, alt, verrottet, blind…
Noch immer erklang das Gelächter. Doch es vibrierte nicht mehr in meinem Kopf, sondern ertönte von draußen. Dort hielt sich mein

Gegner auf, dort hatte er sich die ganze Zeit über herumgetrieben und mich gelenkt, wobei er jetzt damit rechnete, daß ich mich selbst erschossen hatte oder von meinem Spiegelbild erschossen worden war.

Ich hörte ihn schreien. »Tot!« kreischte er. »Du bist tot. Wer meinen Wagen betritt, der stirbt. Der Spiegel killt ihn, alle killen sich selbst.« Er lachte wieder.

Dann wurde sein Gelächter leiser, und ich hörte seine Schritte so lange, bis sie verstummten.

Mein Gegner war nicht mehr da. Ich atmete auf.

Ein paar Minuten blieb ich hocken. Unter Mühen gelang es mir, das linke Bein hochzuziehen, so daß ich mir die Wunde anschauen konnte, die die Berettakugel hinterlassen hatte.

Es war ein Streifschuß.

Ein Glück, muß ich sagen. Hätte das Geschoß voll getroffen, dann sähe es jetzt böse aus.

Ich nahm ein Taschentuch und preßte es auf die Wunde. Verdammt, die brannte wie Feuer. Ich biß mir auf die Lippen und verzog das Gesicht. Liegenbleiben konnte ich hier nicht. Trotz dieser Wunde. Ich mußte weiter.

Ich rutschte vor, bis ich in die Nähe der Tür gelangte, drückte meine linke Hand gegen die Wand und stemmte mich langsam in die Höhe. Es war eine verdammte Quälerei, ich zitterte dabei wie Espenlaub, doch aufgeben galt nicht.

Ich kam hoch..

Schweratmend blieb ich für einen Moment stehen. Der Schweiß bedeckte meinen gesamten Körper. Ich verlagerte das Gewicht auf mein rechtes, gesundes Bein und winkelte das linke an.

Es klappte.

Die Kugel hatte zum Glück keine Sehne verletzt, sondern nur das Fleisch am Oberschenkel aufgerissen und dort eine blutende Wunde hinterlassen. Es würde und es mußte auch so gehen!

Meinen rechten Arm streckte ich aus, bekam die Klinke zu fassen und drückte sie nach unten.

Die Tür schwang auf.

Regen traf mein Gesicht. Die Feuchtigkeit und Kühle tat gut, ich atmete tief ein und fühlte mich sogleich ein wenig wohler. Sofort kehrte ein Teil meiner alten Energie zurück. Und ich würde diesem Dave Morris einige unangenehme Fragen stellen, das war klar.

Ich mußte zu Boden springen, was mit dem verletzten Bein ein Problem war, aber ich schaffte es, ohne daß ich einknickte.

Dann humpelte ich auf meinen Wagen zu, denn dort befand sich die Autoapotheke.

Ich wollte meine Wunde besser verbinden, bevor ich mir diesen Morris schnappte.

Er hatte seine Bude inzwischen geschlossen. Nur ein paar Lampen brannten noch.

Sie hingen an der Seite und verbreiteten einen ziemlich trüben Schein.

Ich grinste hart. Klar, daß der Kerl jetzt Magenbeschwerden bekam. Vielleicht war er sogar geflohen, aber den würde ich finden, das stand fest.

Der Regen hatte eine glänzende Schicht auf meinen Mantel gelegt. Das Wasser rann mir in den Kragen und lief kalt den Rücken hinab. Ich war froh, als ich am Wagen stand und mich abstützen konnte. Es war ja nicht nur die Wunde, die schmerzte, mein gesamter Körper hatte noch an den Nachwirkungen des letzten Falles zu leiden. Als ich den Schlüssel aus der Tasche zog, zitterten meine Hände.

Ich schloß auf, öffnete auch die Tür zum Fond, kroch hinein und holte die Apotheke von der Ablage. Es war ein großes Kissen, dessen Reißverschluß ich aufzog.

Im Schein der Autobeleuchtung schaute ich mir die Wunde genauer an. Fingerlang war der Riß. Das Geschoß hatte das Fleisch förmlich in zwei Hälften gespalten.

Noch immer rann das Blut hervor. Es hatte an meinem Bein einen langen Streifen hinterlassen.

Die Hose konnte ich wegwerfen. Mit der Schere schnitt ich den Stoff weiter auf, und es gelang mir, die Wunde freizulegen. Mull und Pflaster lagen bereit.

Ich pappte beides auf die getroffene Stelle.

Jetzt wurde die Blutung wenigstens gestillt. Die Apotheke ließ ich im Fond liegen und wechselte den Sitz. Ich wollte Suko anrufen. Durch meine Verletzung war ich ein wenig gehandicapt und wußte nicht, ob ich allein gegen meine Widersacher ankam.

Den Anruf erledigte ich per Autotelefon.

Der Chinese meldete sich sofort. »Habe mich schon gewundert, wo du bist, John«, sagte er.

»Ich hänge wieder mittendrin.«

»Was gibt's?«

Ich berichtete in Stichworten und bat Suko, sich auf seine Maschine zu schwingen und herzukommen.

Er war sofort Feuer und Flamme. »Wartest du so lange auf mich?« fragte er.

»Nein, ich werde mir die Bude mal von innen anschauen und einem gewissen Dave Morris ein paar unangenehme Fragen stellen, wenn ich ihn erwischen sollte.«

»Dann paß aber auf.«

»Mach ich.« Damit hängte ich ein.

Ich stieg aus dem Wagen und belastete mein linkes Bein. Es klappte

besser als ich gedacht hatte. Quer über den Platz schritt ich auf die Schaubude zu.

Die Glühbirnen brannten nicht mehr. Morris hatte sie ausgeschaltet.

Und er selbst war auch nicht zu sehen.

Allerdings fand ich die Treppe noch ausgeklappt, so daß ich auf die Bühne steigen konnte. Ich schritt am Kassenhäuschen vorbei und sah auch eine Tür. Sie war nur schwer zu entdecken, weil sie sich von der übrigen Verkleidung kaum abhob.

Ich steckte meine Beretta in die Manteltasche, um sie im Notfall schneller ziehen zu können, und drückte die Tür auf.

Spiegel, wohin ich schaute.

Ich sah mich in allen möglichen Variationen. Groß, klein, dick und dünn.

Und verzerrt war auch die Gestalt, die ich zu sehen bekam. Sie hing an der Decke, und ihr Kopf steckte in einer Schlinge.

Niemand konnte Dave Morris noch helfen!

***

Verdammt, das war ein Hammer!

Mein Herz schlug plötzlich schneller. Das kalte Gefühl im Nacken breitete sich aus und rieselte als Gänsehaut meinen Rücken hinab. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet.

Erst jetzt erkannte ich, daß ich das Bild im Spiegel sah. Dave Morris mußte irgendwo hinter mir hängen.

Ich drehte mich um.

Da war nichts.

Nur das Spiegelbild blieb.

Und plötzlich war es auch verschwunden.

Täuschung? Hinterlist? Magie?

Und dann hörte ich Schritte. Sie klangen vor mir auf, nur zu sehen war niemand.

Sofort riß ich die Beretta aus der Tasche und sah zu, wie sich ein Spiegel bewegte.

Eine Gestalt trat hervor, nachdem der Spiegel zur Seite gekippt worden war.

Dave Morris!

Ich starrte ihn an wie einen Geist. Er sah aus wie immer, trug seinen roten Frack und sein Hemd darunter, das mit zahlreichen kleinen Spiegeln bedeckt war.

Sie klirrten gegeneinander, wenn er sich zu heftig bewegte.

»Sie sind noch hier, Oberinspektor?« fragte er.

»Ja, und ich habe meine Gründe.«

Er nickte. »Das kann ich mir denken.«

Da er sichtbar keine Waffe trug, kam ich mir mit meiner Beretta in

der Hand ziemlich lächerlich vor. Also steckte ich den Schießprügel wieder weg.

»Sind Sie in der Lage, meine Fragen zu beantworten?« erkundigte ich mich.

»Es bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

»Sie wissen, was mir widerfahren ist?« fragte ich ihn.

»Nicht genau.«

»Okay, dann will ich es Ihnen sagen.«

Ich berichtete von meinem lebensgefährlichen Abenteuer.

Als ich geendet hatte und auf eine Erklärung wartete, da sagte er nur: »Das war der Zwerg!«

»Welcher Zwerg?«

»Der Gehilfe.«

Ich schaute ihn an und sah den Schweiß auf seiner Stirn. Die feinen Tropfen hatten ein Muster gebildet. Log der Mann? Ich wußte es nicht, hoffte aber, daß er mir die Wahrheit sagte. Und wenn er von den Taten seines Gehilfen gewußt hatte, dann hatte er sich zumindest mitschuldig an den Vorkommnissen gemacht.

»Erzählen Sie mir mehr darüber«, forderte ich ihn auf.

Er hob die Schultern. »Viel gibt es da nicht zu berichten. Als ich den Wagen kaufte, stellte mir mein Vorgänger die Bedingung, daß ich seinen Gehilfen mit übernehmen sollte. Der Mann war mir zwar unsympathisch, aber was sollte ich machen? Ich wollte den Wagen haben und stimmte zähneknirschend zu. Am Anfang ging alles gut. Wir zogen durch die Lande und hatten wechselnden Erfolg. In den Städten weniger, aber in den kleinen Orten kamen wir mit unserem Spiegelkabinett gut an. Nach etwa einem Jahr veränderte sich die Szene. Das Spiegelkabinett war auf einmal nicht mehr so wie früher. Die Leute lachten nicht mehr, wenn sie es durchschritten hatten. Manchen war das Entsetzen in den Gesichtern geschrieben. Sie mußten Grauenhaftes gesehen haben. Zudem kam es immer zu unerklärlichen Vorfällen in den Orten, wo wir uns gerade aufhielten. Da gingen Kinder auf ihre Eltern los, da tötete ein Geschwisterpaar eine alte Frau. Und das alles ohne ersichtliches Motiv. Es war schlimm, kann ich Ihnen sagen. Wir sahen immer zu, daß wir schnell wegkamen…«

»Passierte bei jedem Halt etwas?« wollte ich wissen.

»Nein, es war unterschiedlich. Manchmal tat sich drei Monate überhaupt nichts, dann wieder geschah etwas zweimal in der Woche.«

»Und Ihnen ist nichts aufgefallen?« fragte ich. »Da mußte doch ein Blinder Zusammenhänge sehen.«

»Natürlich ist mir etwas aufgefallen. Ich habe meinen Gehilfen ja auch zur Rede gestellt, doch er hat nur gelacht, mehr nicht. Ich drohte ihm, ihn zu entlassen, da bekam ich die Antwort, daß der Fluch der

Hölle mich treffen würde. Sie hätten ihn sehen sollen, Mister, wie er vor mir stand. Das absolute Grauen. Dieser Zwerg ist eine Ausgeburt der Hölle, er ist verdammt schlimm, das kann ich Ihnen sagen. Ich komme einfach gegen ihn nicht an, denn ich habe Angst. Richtige Angst. Können Sie das verstehen?« Er schaute mich fast bittend an.

»Natürlich.« Mein Blick glitt in die Runde. »Hat sich denn hier auch was verändert?«

»Meinen Sie im Innern des Kabinetts?«

»Ja.«

»Dafür hat der Zwerg schon gesorgt. Er muß die Spiegel beeinflußt haben, anders kann ich es mir nicht vorstellen, denn auf einem Rundgang sah ich mehr als einmal, welche schrecklichen Szenen in den Spiegeln zu sehen waren. Und es waren immer die Leute daran beteiligt, die vor ihnen standen.«

»Gibt es da einen Grund? Haben Sie nachgeforscht?«

»Nein, Sir. Nur überlegt. Ich habe mir meinen Kopf zerbrochen, aber ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Meiner Ansicht nach gibt es für dieses Phänomen keine Erklärung. Sie haben ja am eigenen Leib erlebt, was geschehen ist. Ich hörte den Schuß…«

»Warum haben Sie nicht eingegriffen?«

»Das wollte ich. Da war es zu spät. Und ich bin dann losgezogen, um den Zwerg zu suchen, aber ich kam nicht weit, Sie erschienen. Ich wollte ihn endlich zur Rede stellen und auch Schluß machen. Nicht nur Sie sind ihm bereits auf der Spur.«

»Wer sonst noch?«

»Eine Frau erschien am Nachmittag bei mir und erkundigte sich nach einem Ernie Lidell.«

»Konnten Sie ihr helfen?«

»Nein, aber Sie gab mir ihren Beruf bekannt. Privatdetektivin.«

Plötzlich begann es in meinem Hirn zu klingen und zu zucken. Ein kleiner Kronleuchter ging mir auf. Ich dachte an den parkenden VW, der aussah, wie Janes Wagen.

»Hieß diese Detektivin zufällig Jane Collins?« stellte ich die nächste Frage.

»Ja, richtig.«

Jetzt wußte ich Bescheid. Jane war hier gewesen. Was hatte sie in dieser Schaubude zu suchen gehabt? Und wie paßte der Name Lidell in den Kreis?

»Wo ist sie jetzt?« fragte ich.

»Sie ist wieder draußen.«

»Sind Sie da ganz sicher? Haben Sie sie hinausgehen sehen?«

»Nein.«

»Dann kann es durchaus sein, daß sie sich noch innerhalb des Wagens aufhält.«

»Ja, im Prinzip…«
»Kommen Sie«, sagte ich. »Wir müssen sie suchen. Sie werden mich führen. Ich allein…«
Ich hörte das Pfeifen und den dumpfen Schlag. Mirror-Man zuckte auf einmal zusammen. Augen und Mund riß er weit auf und kippte langsam auf mich zu.
Ich fing ihn auf.
Gebannt starrte ich auf seinen Rücken.
In ihm steckte ein Wurfmesser. Und diesmal war es echt!

***

Ich hatte überhaupt keine Zeit, darüber nachzudenken, mein Blick flog über den Rücken des Mannes hinweg und suchte den heimtückischen Killer.
Er war nicht mehr zu sehen. Nur der zur Seite gekippte Spiegel und die Öffnung dahinter konnte ich erkennen.
Ich ließ Mirror-Man vorsichtig zu Boden gleiten und legte ihn auf die Seite. Er hatte in den letzten Minuten seines Lebens sich noch viel von der Seele reden können. Ob es reichte, wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß mein letztes Erlebnis nur der Beginn einer grauenvollen Horror-Tour gewesen war, denn nun mußte ich in das Spiegelkabinett, und dort kannte sich mein Gegner besser aus.
Er wußte von den Tricks und Fallen, war in allen Belangen überlegen.
Noch etwas kam hinzu.
Ein Problem namens Jane Collins Sollte sie tatsächlich das Kabinett nicht verlassen haben - und alles wies darauf hin - dann schwebte sie unter Umständen in großer Gefahr.
Ich zögerte nicht mehr.
Dave Morris war nicht mehr zu helfen. Ich drückte ihm nur noch die Augen zu und machte mich auf den gefährlichen Weg…

***

Jane Collins schrie!
Vielmehr wollte sie schreien, aber sie bekam nicht einmal den Mund auf. Die Masse des Spiegels hielt sie fest. Kein Laut drang über ihre Lippen.
Sie war stumm, verzweifelt, hilflos…
Die Klinge raste auf sie zu, schien vor ihren Augen förmlich zu explodieren und wuchtete dicht neben Janes linkem Ohr in den jetzt magischen Spiegel.
Bis zum Heft blieb das Messer stecken.
Jane hatte kein Klirren gehört, und sie kam auch nicht dazu, sich zu erholen, denn der junge Mann nahm bereits das zweite Messer vom Tablett. Er schleuderte es aus dem Handgelenk.

Treffer!

Eine Handbreit neben Janes rechtem Ohr traf die Klinge gegen die Oberfläche.

Das nächste Messer.

Zwischen linkem Arm und der Hüfte blieb es stecken, und das vierte Messer traf die gegenüberliegende Seite.

Messer fünf und sechs fanden ihr Ziel dicht neben den gespreizten Beinen der Detektivin.

Dann war das Tablett leer.

Was würde jetzt geschehen? Jane sah die beiden jungen Leute vor sich. Sie lächelten kalt, schauten sich an, sprachen miteinander, deuteten auf Jane und gingen dann auf sie zu.

Sie schritten langsam, kosteten jedes Stück Weg aus und blieben vor ihr stehen.

Hände griffen nach den Messern, zogen sie aus dem Spiegel, und die Klingen wurden wieder auf das Tablett gelegt, welches das Mädchen auf den Armen hielt.

Der Junge griff an den Rand der Spiegelscheibe und drehte sie. Drei Griffe versetzten sie in eine rasend schnelle Rotation.

Plötzlich befand sich Jane Collins in einer Drehbewegung. Sie wußte nicht, wo oben oder unten war, die Grenzen verschoben sich, verwischten, ein nie gekannter Schwindel packte sie und trieb ihr den Magen in die Kehle.

Das Paar verschwand in einem rasenden Wirbel. Jane spürte die Kräfte, die an ihr zerrten und rissen, fühlte sich hochgehoben, schwebte plötzlich, und sie hatte das Gefühl, daß man Watte in ihr Hirn stopfen würde.

Ein Fall - dann war alles vorbei.

Die Detektivin spürte den stechenden Schmerz im rechten Ellbogen, tastete umher und stellte fest, daß sie sich nicht mehr innerhalb des Spiegels befand, sondern auf dem Boden lag.

Die Scheibe hatte sie im wahrsten Sinne des Wortes ausgespien. Ihr war hundeelend, und das gesamte Zimmer schwankte vor ihren Augen, als würde es sich auf einem Schiff befinden, mit dem der Seegang sein Spiel trieb.

Nur langsam ebbte das Gefühl des Schwebens ab, und auch ihr Magen beruhigte sich wieder.

Jane setzte sich hin.

Noch einmal kam der Taumel zurück. Für sie eine Warnung, daß sie vorsichtig sein mußte, jetzt schon aufzustehen. Sie blieb so lange sitzen, bis sie selbst an eine Normalisierung des Kreislaufs glaubte.

Der Spiegel, in dem sie gesteckt hatte, drehte sich auch nicht mehr. Er sah wieder völlig normal aus und warf sogar Janes Bild zurück. Die Detektivin unterzog sich nicht der Mühe, über die Phänomene

nachzudenken, sie wäre sowieso zu keinem Ergebnis gekommen. Für sie war wichtig, so rasch wie möglich aus dem verdammten Labyrinth herauszukommen.

Und da gab es nur den Weg nach vorn.

Leider.

Jane stand auf. Ein schwieriges Unterfangen, denn sie mußte sich zuerst in kniender Stellung auf beide Hände stützen, kroch noch ein wenig vor, stemmte sich an einem der runden Spiegel ab und gelangte so auf die Füße.

Schwankend blieb sie stehen.

Wieder »bewegte« sich der Boden. Er warf hohe Wellen, und Janes Magen begann wieder zu wandern. Nur mit großer Mühe unterdrückte sie das Gefühl der Übelkeit.

Doch sie schaffte es dank ihres eisernen Willens, und so ging sie weiter. Zwar etwas staksig, aber sie näherte sich dem Ausgang. Was würde sie hinter dem schwarzen Spiegelzimmer erwarten?

Wieder eine Hölle?

Ihr Herzschlag erinnerte sie an schwere Gongschläge, die in ihrem Kopf widerhallten. Sie spürte auch die Stiche, die durch den Schädel stachen und verzog das Gesicht.

Da hörte sie das Kichern.

Jane zuckte dicht vor dem Ausgang zusammen. Sie blieb stehen und versuchte, das Geräusch zu lokalisieren, was ihr allerdings nicht gelang.

Dieses hämische widerliche Lachen schien von allen Seiten zu kommen und traf höhnisch ihre Ohren.

Dann hörte sie Worte. »Geh schon, geh, meine Kleine. Ich warte auf dich. Meine Messer warten…«

»Nein…« Jane stöhnte auf.

Angst schüttelte sie. Angst vor dem Unsichtbaren, denn der Raum vor ihr war dunkel.

Stockfinster…

Sie wollte nicht weiter, aber da waren die unsichtbaren Krallen, die an ihr zerrten und sie in die Finsternis hineintrieben.

Eine Stufe!

Fast wäre Jane gestolpert und hingefallen. Im letzten Augenblick konnte sie sich fangen.

Der nächste Schritt.

Nicht einmal die Hand konnte sie vor Augen sehen, und im Rücken fühlte sie den Druck, der sie immer weiter nach vorn drängte in diese unbekannte Dunkelheit hinein, in der das Grauen lauerte.

»Stehenbleiben!«

Dem gezischten Befehl kam die Detektivin augenblicklich nach. Zitternd verhielt sie ihren Schritt.

Es wurde still.
Jane wartete.
Die Sekunden tropften dahin. Zäh wie eine klebrige Masse schienen sie ihr zu sein.
Drei, vier, fünf Sekunden…
Dann geschah etwas. Die Dunkelheit hellte sich auf. Aber es war kein weißes Licht, das sie vertrieb, sondern ein grüner Schein, auf der Schwelle zwischen hell- und dunkelgrün, der aus der Decke drang und in langen Bahnen nach unten fiel.
Immer mehr Gegenstände schälten sich aus der Finsternis.
Da waren natürlich die Spiegel. An drei Seiten angebracht. Rechts, links und vor ihr.
Sie tauchten zuerst aus der Dunkelheit.
Aber Jane Collins sah noch mehr. Und zwar die Person, die alles steuerte und lenkte.
Sie sah — den Zwerg!

***

Bill Conolly stand leicht vorgebeugt. Er hatte die Augen aufgerissen, den Mund geöffnet und starrte staunend auf seinen Badezimmerspiegel.
Das Bild war verschwunden!
Bill hatte noch den Widerschein der Mündungsflamme wahrgenommen und dann nichts mehr.
Aus, vorbei.
Und Johnny stand vor ihm. Den Kopf hielt er gesenkt, die Stirn berührte die Kante am Waschbecken. Er sprach nicht.
Bill wischte sich über die Augen. Allmählich nur erwachte er aus seiner Erstarrung. Er schaute sich um. Sein Blick und der seiner Frau trafen sich.
»Hast du eine Erklärung, Sheila?« fragte er.
Sie schüttelte den Kopf.
»Aber das war doch, John, nicht?«
»Ja, Bill.«
Der Reporter hob in einer verzweifelten Geste die Schultern. »Und Johnny hat es uns gesagt. Woher wußte er das? Woher?«
»Von ihm!« Das war Johnny, der geantwortet hatte. »Er hat es mir gesagt.«
Bill ging in die Knie. Mit den Händen umfaßte er die Schultern seines Sohnes.
»Wer ist er, Johnny? Wer? Sag es uns! Wir müssen es unbedingt wissen!«
»Ich habe ihn doch gesehen.«
»Wo hast du ihn gesehen, Kind?«

»Gestern!«
»In dem Spiegelkabinett?«
»Ja.«
Bill holte tief Luft. »Wenn du ihn gesehen hast, warum habe ich ihn nicht gesehen?«
»Das weiß ich nicht, Dad.«
»Ja, eine gute Antwort«, erwiderte Bill und fragte weiter. »Wie sah er aus?«
»Der Zwerg?«
»Natürlich.«
»Wie sah er aus, Johnny? Beschreibe ihn mir. Du hast ihn doch gesehen!« Bills Stimme wurde drängend.
»Er ist… ist… so klein und hat einen großen Kopf. Er grinst immer, Dad. Ich habe Angst vor ihm.«
»Und was hat er zu dir gesagt?«
»Daß ich noch an ihn denken würde. Denn ich würde ihm gehören. Nur noch ihm.«
Bill starrte seine Frau an. »Hast du es gehört, Sheila. Hast du es gehört?«
»Ja, Bill, ja.« Die Frau zitterte. »Was sollen wir denn jetzt tun? Ich weiß nicht mehr…«
Bill schlug mit der flachen Hand gegen die Kachelwand. »Was ich tun werde?« knirschte er. »Ganz einfach, meine Liebe. Ich packe mir meinen Sohn und fahre mit ihm hin zu diesem verdammten Zwerg. Ich werde ihn mir persönlich vornehmen und ihm den Hals umdrehen. Darauf kannst du dich verlassen!«
»Das ist zu gefährlich!« rief Sheila. »Denk an Johnny.«
»Und ob ich an ihn denke. Deshalb will ich ja hinfahren. Soll er etwa für immer unter dem Bann dieses grauenvollen Monsters stehen? Willst du das, Sheila?«
»Nein, Bill…«
»Dann muß ich fahren!« Der Reporter streckte den Arm aus und nahm seinen Sohn bei der Hand. »Komm, Johnny, wir werden diesem Zwerg einen Besuch abstatten.«
Der Kleine nickte.
Bill verließ mit ihm das Badezimmer. Sheila folgte den beiden, allerdings nicht, ohne zuvor einen Blick auf den Spiegel geworfen zu haben. Er sah wieder völlig normal aus. Nichts deutete mehr auf die schlimme Szene hin, die der Spiegel vor wenigen Minuten noch gezeigt hatte.
Bill zog sich und seinen Sohn an. »Kann ich nicht mitfahren?« fragte Sheila.
Der Reporter überlegte. Dann nickte er und sagte: »Ja, es geht auch dich etwas an. Du kommst mit.«

Zwei Minuten später saßen sie in Bills Porsche. Das Gesicht des Reporters blieb unbewegt, als er den flachen Flitzer über den gewundenen Weg dem Tor entgegensteuerte.
Sheila und Johnny hatten im Fond Platz genommen. Die Frau hielt ihren Sohn umklammert.
Sie mußten quer durch London. Der Reporter fuhr wie der Teufel. Er handelte sich bestimmt einige Strafmandate ein, aber das Risiko nahm er auf sich. Er wollte so rasch wie nur möglich dieser verdammten Bestie gegenüberstehen.
Ein Zwerg, hatte Johnny gesagt. Aber ein Teufel.
Der Kleine blieb auf der Fahrt ruhig. Es war längst dunkel geworden, und von einem grauen Himmel nieselte der Regen in die Straßenschluchten. Die breite Themse war nur als dunkelgraues Band zu sehen, das sich durch die Stadt wand und sie in zwei Hälften teilte.
Bill nahm die Vauxhall Bridge, um auf die andere Seite zu gelangen. Die Hälfte der Fahrt lag hinter ihnen, und Sheila als auch Bill wurden das Gefühl nicht los, daß sie gegen die Uhr fuhren.
Die Zeit drängte.
Endlich am Ziel.
Die grauen Häuser von Southwark gaben auch die Stimmung der Wageninsassen wider.
Kurz bevor Bill seinen Porsche auf den Parkplatz lenkte, überholte ihn ein Motorradfahrer. Er hörte das dröhnende Geräusch erst im letzten Augenblick, und dann wischte ein Schatten vorbei.
»Das ist Suko!« rief Sheila.
Sie sollte recht behalten. Neben dem Bentley bremste der Chinese und bockte den Feuerstuhl auf.
Bill betätigte zweimal die Lichthupe, damit Suko Bescheid wußte. Er winkte.
»Hat John euch auch angerufen?« fragte er zur Begrüßung.
»Nein, wir sind von allein gekommen«, erwiderte Bill.
Suko deutete auf Johnny. »Aber was will dein Sohn hier?«
»Er spielt eine Hauptrolle.«
»Davon hat mir John nichts gesagt.« Suko winkte ab und nahm seinen Helm vom Kopf. »Ist ja auch egal. Auf jeden Fall müssen wir uns beeilen. John scheint in der Klemme zu stecken. Zumindest ist er angeschossen.«
»Was?« rief Bill.
»Ja, er hat auf sich selbst geschossen. Das ist eine ganz verrückte Geschichte, die ich gar nicht richtig begriffen habe.«
»Und wir haben es gesehen!« flüsterte Sheila.
»Wie das?«
»Keine Zeit für Erklärungen!« rief Bill Conolly. Er nahm Johnny auf den Arm und lief mit langen Schritten dem Spiegelkabinett entgegen.

Sheila und Suko konnten kaum folgen.
»Leer«, sagte Bill, als sie nebeneinander auf der Bühne standen und in das Kassenhäuschen schauten.
»Ausgeflogen«, murmelte Suko und schaute sich um.
»Da ist doch eine Tür!« rief Sheila.
»Tatsächlich.« Suko war zuerst da und drückte sie auf. Hinter ihm gingen Bill mit Johnny und Sheila.
Fast wären beide gegen den Chinesen gelaufen, so plötzlich blieb dieser stehen.
»Was ist los?« fragte Bill.
Stumm deutete Suko nach unten. Dort lag ein Toter.
»Mirror-Man«, flüsterte Bill und drängte seinen Sohn in Sheilas Arme, damit er die Leiche nicht sah. »Der Zwerg dreht durch.«
»Nur — wo ist John?« fragte Suko.
Bill richtete sich auf und zog seine Waffe. »Den werden wir bald finden und wenn wir diese verdammte Bude hier auseinander schießen müssen. Darauf kannst du Gift nehmen…«

***

Er war wirklich eine Gestalt des Schreckens, obwohl er von seiner Körpergröße her so klein war. Aber vielleicht machte gerade das seinen grauenhaften Anblick aus.
Jane hatte vor Jahren den Film »Der Glöckner von Notre Dame« gesehen. So ähnlich wie der Schauspieler damals sah auch dieser Zwerg aus. Eher noch häßlicher.
Er war völlig verwachsen, besaß überlange Arme und auch überlange Beine. Er hatte sie gekreuzt und hockte so auf einem dunklen Altarstein, der so breit war, daß sogar vor ihm noch das Tablett mit den Messern lag. Der Zwerg trug ein enges Trikot, dessen eigentliche Farbe nicht feststellbar war, weil das grüne Licht ihn förmlich überschüttete. Die Spiegel hinter ihm und an den Seiten gaben seine Gestalt gleich mehrfach zurück.
Ob sie wollte oder nicht. Jane war geschockt und fasziniert zugleich. Ja, diese Häßlichkeit war einmalig.
Und Jane ging näher.
Sie wollte gar nicht, doch die Macht des Zwerges zwang sie dazu. Er war ein dämonischer Widerling, und je näher Jane kam, um so deutlicher sah sie das Gesicht.
So sahen Freaks aus, Kretins, Ausgestoßene.
Alles war schief in dieser Physiognomie. Ihm fehlte ein Ohr, die Lippen waren dick, die Augen saßen versetzt. Zudem zeigte die Haut tiefe Krater, als wären Messer oder Splitter in sie gefahren.
»Komm her, Täubchen«, sagte der Zwerg und kicherte. Er hob seinen Arm etwas an, und Jane erkannte, daß er sehr lange Finger hatte.

Einen krümmte er jetzt und winkte Jane zu. »Weiter, immer weiter!« hechelte er. »Ich will dich genau sehen, bevor ich dich töte!«

Die letzten Worte trafen Jane hart, und wieder fiel ihr Blick auf die Messer.

Ja, sie waren echt.

Bevor sie etwas unternehmen konnte, hatte der Zwerg das erste Messer gepackt.

Für einen Moment hörte Janes Herz auf zu schlagen. Doch der Gnom steckte das Messer nur in seinen Gürtel. Er trug ihn um den Körper geschlungen. Sechs Scheiden gab es für die Waffen.

Plötzlich hatte Jane eine Idee. Sie war zwar riskant, aber die einzige Chance.

Der Zwerg war damit beschäftigt, seine Messer in die Scheiden zu stecken. Er achtete nicht so sehr auf die Detektivin. Wenn sie jetzt ihre Astra zog, dann…

Die Hand griff ins Leere!

Ihre Pistole war verschwunden. Sie mußte sie verloren haben, als sie an dem runden Spiegel gehangen hatte.

Aus.

Jetzt hatte sie außer ihren Fäusten nichts, womit sie sich hätte verteidigen können.

Das wußte auch der Zwerg. Er kicherte und klatschte in seine Hände. »Sterben wirst du«, versprach er Jane, »sterben…«

»Ich weiß, daß ich mal sterben muß, aber nicht durch deine Hand.« Nun startete sie einen Bluff. »Ich bin nicht allein gekommen. Man wird mich vermissen, und der Mann, der mich…«

»Ach, sei ruhig!« zischte der Gnom. »Ich weiß genau, von wem du sprichst. Aber ihn habe ich fertiggemacht. Der blondhaarige Kerl war schon hier. Vielleicht ist er tot, vielleicht auch nicht. Aber er wird sterben, denn die beiden lauern auf ihn. Der Junge und das Mädchen sind mir treu ergeben. Ich habe sie voll in meiner Gewalt. Die machen alles, was ich ihnen sage.«

Jane hörte die letzten Worte gar nicht, sie dachte über das nach, was der Zwerg zuerst gesagt hatte.

Der blondhaarige Mann!

Wer war das? Das konnte doch nur, ja, wirklich, das konnte nur John Sinclair sein. Aber wieso kam er hierher? Er wußte doch von nichts. Oder arbeitete er zufällig an demselben Fall. Das wäre wirklich eine faustdicke Überraschung gewesen.

Die Vorstellung allein ließ Jane schwindeln. Und jetzt blühte der Keim der Hoffnung in ihr auf.

»Du brauchst gar nicht erst weiter nachzudenken!« kicherte der Gnom. »Dein Helfer ist schneller tot, als er denken kann. Genau wie du, blonde Frau.«

Zeit! Du mußt Zeit gewinnen! schrie es in Janes Hirn. Es darf nicht angehen. Du mußt ihn hinhalten. Und so fragte sie: »Wer bist du eigentlich?«

»Dein Mörder!«

»Sage mir deinen Namen.«

»Ich habe keinen. Ich bin der Zwerg. Ein Gnom, der ausgestoßen, aber vom Satan aufgenommen wurde. Ich bin nicht der einzige meiner Art auf dieser Welt. Es gibt mehrere von uns. Einer war der Wächter beim großen Vampir Fariac. Leider ist er tot…«

In Janes Gehirn blitzten Erinnerungsfetzen auf. Sie dachte an den gefährlichen Fall, der ihrem Freund John Sinclair eine unfreiwillige Reise in die Vergangenheit beschert hatte. Der Zwerg war von Suko getötet worden. [3]

Jane hatte es hinterher gehört. Sie selbst war nicht dabeigewesen.

»Bist du ein Dämon?« wollte sie wissen.

»Nein.«

»Aber auch kein Mensch!?«

»Ich war einer. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt, als man mich ausstieß. Mich und meine Freunde. Man behandelte uns wie Tiere. Wir mußten überall fliehen, aber wir trafen uns auch immer wieder. Und so beschlossen wir, die Ausgestoßenen, einen Pakt mit dem Satan zu schließen. Der Teufel hat uns erhört. Jetzt sind wir wieder eine Gemeinschaft und tragen seine Botschaft in die Welt. Wir haben Kräfte bekommen, mehr Kräfte als die Menschen. Ich habe mich auf die Spiegel konzentriert, und schaffe es, mit ihrer Hilfe die zu manipulieren, die mich zuvor verhöhnt und ausgelacht haben. Ich lasse die Gedanken der Menschen transparent werden, beeinflusse ihr Gehirn, und dann sehen sie ihre Gedanken in den Spiegeln. Ja, sie können erkennen, wie und was sie denken. Ich beeinflusse sie, schicke ihnen die Alpträume und zeige ihnen Szenen, die sie in Zukunft erleben werden, ebenso wie ich in die Träume der Kinder eingreifen kann. Was sie nachts träumen, kann tagsüber Wahrheit werden.«

»Du bist ein verdammter Verbrecher!« schrie Jane Collins dem Gnom ins Gesicht. »Ich verachte dich.«

»Das macht mir nichts, denn ich habe die Macht. Der Satan hat sie mir gegeben. Hier ist mein Reich, hier kann ich mir die aussuchen, die sich so gern im Spiegel sehen wollen. Ich mache aus den Zerrsspiegeln ein Kaleidoskop des Schreckens. Jeder sieht sich anders, den ich mir ausgesucht habe…«

»Auch Ernie Lidell?« fragte Jane.

»Wer ist das?«

»Ein Mann, der mit seinem Auto vom Dach eines Hochhauses gestürzt ist«, erklärte Jane.

»Ja, auch er war hier. Er hat sich sogar selbst gesehen. Der Spiegel

zeigte ihm genau, wie er es machen sollte. Eine fantastische Sache. Ich hätte nicht gedacht, daß er so schnell reagieren würde. Meine Macht wird immer stärker.«

Während dieser Worte zog er blitzschnell ein Messer aus der Scheide.

Das grüne Licht warf einen blitzenden Reflex auf die Klinge. Der Gnom hatte die Klinge auf die offene Handfläche gelegt. »Was meinst du, Täubchen, soll sie dich treffen?«

»Mein Tod wird Ihnen nichts nützen!« versprach Jane.

»Das sage nicht. Zumindest habe ich dann meinen Spaß. Und Spaß möchte ich haben, hörst du?«

Jane schwieg.

Der Gnom stand auf. Das geschah plötzlich und sah trotzdem sehr seltsam aus. Er schraubte seinen Körper förmlich auseinander, wobei alles in Bewegung geriet.

Dann stand er. »Schau dich um!«

Jane tat ihm diesen Gefallen nicht und wandte ihm den Rücken zu. Sie schielte aus den Augenwinkeln.

Was sie da sah, war schlimm.

Alle drei Spiegel gaben das gleiche Bild wider. Ein Bild aus der Zukunft. Und der Mittelpunkt war sie allein.

Dieser Zwerg hielt ihr tatsächlich den eigenen Tod vor Augen. Er zeigte Jane mit aller Deutlichkeit, was er vor hatte und wie er sie töten wollte.

Jane sah sich taumeln. Sie befand sich inmitten der Spiegelflächen, fiel, und fiel doch nicht. Sie hing in einer Schräglage, und plötzlich zischten Messer heran.

Zwei fuhren dicht an ihrem Körper vorbei, rissen noch ein paar Haare mit ab.

Ein drittes traf ihre Kehle.

Sie sah ihr verzerrtes Gesicht, das Blut, und dann überdeckte das grinsende Gesicht des Gnoms die Szene.

»So wird es sein!« rief er. »So befördere ich dich vom Leben zum Tode, mein Täubchen.«

Und dann warf er das Messer!

***

Die Wunde machte mir zu schaffen. Bei jedem Schritt, den ich tat, zog ein stechender Schmerz durch mein Bein. Ich biß die Zähne zusammen und zischte ein paar Flüche, aber der Schmerz wich nicht.

Noch immer sah ich mich von Spiegeln eingekreist, die allesamt die Zerrbilder meiner eigenen Gestalt wiedergaben.

Ansonsten war der Raum leer.

Ich ging weiter.

Schritt für Schritt tastete ich mich vor, denn ich wollte mich nicht

überraschen lassen. Dabei schaute ich auch nach unten, denn schon mehrmals war ich auf heimtückisch angebrachte Falltüren hereingefallen. Das sollte mir heute nicht passieren. Es war gar nicht einfach, einen Ausweg aus diesem verdammten Irrgarten zu finden. Ein paarmal war ich schon gegen eine Glaswand gelaufen, diese hohen viereckigen Säulen waren wirklich raffiniert aufgestellt.

Ich verlor Zeit.

Dann endlich fand ich einen Durchschlupf. Dahinter lag ein Gang, dessen Wände mit Zerrspiegeln bedeckt waren. Ich schaute schon gar nicht mehr hin und gelangte in einen runden Raum, in dem sich ebenfalls ausschließlich Spiegel befanden.

Nur sah ich keinen Ausgang.

Und ich merkte, daß sich der Raum drehte.

Seltsam, aber nicht zu übersehen. Unmerklich langsam drehte er sich um die eigene Achse. Dann sah ich auch die Öffnung, wo es weiterging.

Halbdunkel.

Mehr schwarz als hell.

Ich wurde noch vorsichtiger. Dieser Raum war direkt prunkvoll zu nennen, eine Kombination aus schwarz und hell. Samt an den Wänden, dunkel und geheimnisvoll.

Holzgestelle, auf denen sich runde Spiegel wie Scheiben befanden.

Ein Spiegel auf dem Boden. Groß, quadratisch. Das gleiche an der Decke. Alle beide wurden von schwarzen Steinen eingerahmt. Licht leuchtete dorther, wo sich die Spiegelräder befanden.

Einen Gegner sah ich nicht.

Auch keinen Ausgang.

Dafür jedoch hörte ich ein Geräusch. Luftzug traf mich, und als ich genauer schaute, sah ich die beiden Spiegelränder, wie sie sich rasend schnell um ihre eigene Achse drehten.

Wer hatte sie in Betrieb gesetzt. Welcher unsichtbare Feind lauerte irgendwo auf mich.

Ich drehte mich ebenfalls um die eigene Achse und spürte den Sog, der mich zu erfassen drohte. Er ging von den beiden sich drehenden Spiegelrädern aus und war verdammt stark.

Ich sprang zur Seite.

Gerade noch rechtzeitig, denn der Sog bildete einen sichtbaren, ungeheuer starken Luftwirbel, der von zwei Seiten aufeinander zulief und sich zu einer Brücke vereinigte.

Das war nicht alles.

Innerhalb des Sogs erschienen Figuren.

Gestalten — Menschen…

Ein junger Mann und eine Frau. Ich sah sie nur schattenhaft, aber dennoch hatte ich keine Mühe, sie zu erkennen.

Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Wollte man mich narren, an der Nase herumführen?

Ich ging ein paar Schritte zur Seite, bis ich dicht an der Wand mit dem schwarzen Samt stand.

Und da klatschte die Hand auf meine linke Schulter!

Ich erschrak heftig. Das wäre wohl jedem von Ihnen so gegangen, da bin ich mir sicher. Wie ein Stromstoß wirbelte es durch meinen Körper. Finger krallten sich in mein Fleisch und drückten zu.

Ich machte nicht den Fehler und wirbelte sofort herum. Statt dessen ging ich in die Knie, obwohl es schmerzte, aber ich biß die Zähne hart zusammen.

Dann eine Drehung.

Alles geschah schnell. Und das war mein Glück, denn der Vorhang hinter mir klaffte plötzlich auseinander. Nicht nur die Hand war jetzt zu sehen, sondern auch die Person, der sie gehörte.

Eine Frau.

Ein Mädchen…

Und sie hielt ein Beil in der rechten Hand, von dessen Klinge das Blut tropfte.

Ich schluckte, denn damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. War das Mädchen nun echt oder eine Täuschung?

Ich kam nicht dazu, mich davon zu überzeugen, denn ein Geräusch ließ mich abermals herumfahren.

Das Mädchen war nicht allein.

Ein junger Mann gehörte noch zu ihm. Er stieg aus einem Spiegel. Und auch er war bewaffnet.

In seiner rechten Hand hielt er eine Säge.

Verdammt, war das ein Pärchen!

Es kam mir vor wie aus dem Horror-Bilderbuch. Allerdings hatte ich keine Monster vor mir, wenn die Gesichter der beiden auch bleich schimmerten und die Augen groß und irgendwie schreckhaft aufgerissen waren.

Was sie vorhatten, war klar.

Sie wollten mich zur Hölle schicken. Und das auf besonders teuflische Art und Weise.

Welche Waffen hatte ich.

Die Beretta, sie war mit Silberkugeln geladen, und natürlich das Kreuz. Mein Koffer lag im Wagen.

Ich zog die Pistole.

Einmal hatte ich daraus geschossen und mich dabei selbst verletzt. Wie würde es hier sein?

Plötzlich begannen die Spiegelscheiben wieder zu rotieren. Sie hatten eine Zeitlang stillgestanden, liefen aber nun auf Hochtouren.

Das konnte heiter werden. Blitzende Reflexe schossen durch den

Raum. Ich sah die Bilder an der Decke und auf dem Fußboden, und jetzt standen nicht nur zwei Gegner gegen mich, sondern mehrere.

Das Paar hatte sich verdoppelt. Aber welches war echt?

Ich hatte in den letzten Sekunden nicht so sehr darauf geachtet. Es war mir auch, unmöglich, zu erkennen, wen ich nun vor mir hatte, alle bewegten sich gleich.

Ihr Ziel war ich.

Zwei Frauen und zwei Männer. Vier Gegner.

Und teuflisch bewaffnet.

Ich hob die Beretta an und hielt auf den Kerl mit der Säge. Dann schoß ich.

Laut peitschte der Schuß. Ich hatte auf seine Schulter gehalten und auch getroffen, doch die Kugel hieb durch ihn hindurch und traf einen Spiegel.

Tausend Scherben regneten mir entgegen. Das Gestell drehte sich noch immer, und die Fliehkraft riß auch die letzten Spiegelstücke aus dem Rahmen.

Gleitend huschte ich zur Seite.

Dann ging ich den zweiten Kerl an. Er mußte echt sein, da der andere eine Illusion war.

Ich packte zu — und griff ins Leere!

Verdammt, dieser Kerl war auch ein Trugbild. Aber ich hätte doch die Hand auf der Schulter gespürt, war das Mädchen vielleicht auch nicht existent?

Ich drehte mich auf der Stelle und sah sie vor mir. Das Beil hatte sie erhoben.

Da schoß ich.

Wieder zischte die Kugel hindurch. Ich hatte mich abermals durch ein Bild narren lassen.

Spiegel, Spiegel, Spiegel — wohin man schaute. Und diese Spiegel waren es, die mich narrten. Sie mußten eine besondere Magie besitzen, die jemand steuern konnte; eine andere Erklärung hatte ich nicht.

Jetzt hatte ich es schon mit sechs Gegnern zu tun. Die verdammten Spiegel produzierten laufend neue Feinde.

Mittlerweile durchschaute ich das teuflische Spiel. Durch die Produktion neuer Gegner sollte meine Wachsamkeit eingeschläfert werden. Aber zwei waren echt.

Die trugen ein richtiges Beil und eine echte Säge. Während ich mich schließlich auf die Doppelgänger konzentrierte, konnten die beiden echten zuschlagen.

Wirklich satanisch ausgedacht.

Ich mußte mich dazu zwingen, die Nerven zu bewahren. Dieses Spiegelkabinett wurde für mich zum reinsten Horror. Wer immer mein

Gegner war, er verstand es ausgezeichnet, einen Menschen nervlich an den Rand des Zusammenbruchs zu bringen.

Doch in mir sollte er sich nicht nur getäuscht haben, sondern sich auch die Zähne ausbeißen. So einfach ließ ich mich nicht fertigmachen.

Jetzt hatte ich schon acht Gegner. Und zwei neue kamen hinzu.

Dicht vor mir auf dem Boden sah ich den Jungen mit der Säge. Seine Gestalt klebte noch im Spiegel und stieg jetzt hervor. Es war unheimlich wie sich die Gestalt aus dem spiegelnden Fußboden erhob und sich zu ihrer vollen Größe aufrichtete.

Mein Finger zuckte am Abzug.

Im letzten Augenblick nahm ich ihn zurück. Es hatte keinen Zweck, jetzt zu schießen, die Kugeln trafen, aber sie waren verschwendet. Diese Menschen bestanden ja nicht wirklich, man konnte sie als reine Illusion bezeichnen.

Doch wer war echt?

Verdammt, ich wußte es nicht. Ich sah nur, wie abermals zwei neue Gegner entstanden.

Jetzt zählte ich zehn Mein Gott. Ich kam gehörig ins Schwitzen. Die letzten beiden waren von der Decke gekommen und wechselten sofort ihren Standort. So konnte ich nicht feststellen, wer nun echt war und wer nicht.

Es war ein ziemliches Durcheinander.

Ich dachte noch mal zurück.

Ich hatte am Vorhang gestanden und war von einer Hand berührt worden. Die existierte, die war echt. Dann hatte ich mich gedreht, die Hand verschwand, ich hatte geschossen, auch getroffen, aber keinen Erfolg erzielt.

Verdammt, so ging das nicht! So kam ich nicht weiter, zum Henker! Ich schluckte.

Langsam wich ich zurück. Den Rücken wollte ich wenigstens frei haben, aber wer sagte mir, daß nicht plötzlich auch hinter mir und aus den anderen Spiegelräumen neue Gegner auftauchen würden?

Es war zum Verzweifeln.

Zudem fiel mir wieder Jane Collins ein. Meiner Ansicht nach mußte auch sie sich irgendwo in diesem verdammten Labyrinth befinden, und ihr ging es sicherlich nicht besser als mir.

Wenn sie überhaupt noch lebte…

Bis jetzt hatte ich ja meinen Gegner überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Ich wußte nur, daß es ein Zwerg war, mehr nicht.

Wo steckte er?

Die zehn Gegner rückten vor.

Nebeneinander hatten sie sich aufgestellt und waren nun zu einem Angriff fest entschlossen.

Ich holte mein Kreuz hervor.
Die letzte Möglichkeit. Vielleicht gelang es mir durch das Kruzifix, die echten von den unechten Gegnern zu unterscheiden. Obwohl ich eigentlich nicht so recht daran glauben konnte.
Und dann vernahm ich den Schrei.
Irgendwo vor mir gellte er auf.
Ich kannte mich aus. So schrie nur ein Mensch, der furchtbare Angst und Todesnot empfand…

***

Als Bill Conolly zum drittenmal gegen eine Glaswand lief, fluchte er wild und das, obwohl sein Sohn sich in der Nähe befand. »So kommen wir doch nicht weiter«, schimpfte er. »Das hat alles keinen Zweck. Wir rennen uns fest.«
Niemand widersprach. Suko war der gleichen Ansicht, nur der Kleine lachte. Er hatte den Ernst der Lage nicht begriffen. Für Johnny war alles ein Riesenspaß.
»Umkehren!« sagte der Reporter. Suko schaute ihn erstaunt an. »Du willst zurückfahren, Bill?«
»Davon habe ich nichts gesagt. Ich will nur einen anderen Eingang suchen, mehr nicht.«
»Du denkst an den hinteren?«
»Ja, genau.« Bill nahm seinen Sohn fester an die Hand, drehte sich um, ging einen Schritt und rammte wieder gegen eine Scheibe.
Fast wäre er vor Wut senkrecht an die Decke geschossen. Suko konnte sich ein Lächeln nicht verbeißen, als er sah, wie der kleine Johnny seinen Vater zur Seite führte und zielsicher einen Weg aus dem Labyrinth fand.
Wenig später standen sie bei Sheila. Sie hatte neben dem Kassenhäuschen gewartet.
»Und?« fragte sie.
»Nichts«, erwiderte Bill. »Wir müssen uns erst durch das Labyrinth wühlen und verlieren zu viel Zeit.«
»Was habt ihr denn vor?«
Suko gab die Antwort. »Wir schauen an der Rückseite der Bude nach. Dort gibt es einen zweiten Ein- oder Ausgang. Bill hat recht. So kommen wir nicht weiter.«
Der Reporter lief schon die kleine Treppe hinunter. Johnny hatte er auf seinen Arm genommen. Er überlegte noch immer, ob es richtig gewesen war, den Kleinen mitzunehmen. Aber zu Hause hätte er ihn nicht lassen können, das war ihm zu riskant gewesen.
Der Regen fiel jetzt stärker. Vom Wind getrieben, schlug er Bill ins Gesicht, der seinen Sohn fest an sich gepreßt hielt und durch die großen, auf dem Platz stehenden Pfützen eilte, so daß das Wasser

nach allen Seiten wegspritzte.

Die Rückseite war dunkel: Nur eine trübe Laterne brannte dort; sie spendete so wenig Licht, daß ihr Schein kaum den Boden erreichte.

Bill, Suko und Sheila bewegten sich dicht an der Wand entlang. Sie tasteten sie mit ihren Blicken ab. Wo war denn nur die verdammte Tür, durch die auch die Schaulustigen wieder ins Freie gelangten?

Dann fragte Suko: »Ist das eigentlich nicht Jacke wie Hose, wenn wir jetzt von der Rückseite in das Kabinett gehen? Wir müssen doch auch durch diese Irrgärten, um…«

Bill schüttelte heftig den Kopf. »Das ist nur der Anfang. Hinterher wird es leichter.«

»Wenn du das sagst.«

»Ich war doch gestern schon einmal hier.«

Der Reporter blieb stehen. »Da«, sagte er, setzte Johnny ab und deutete auf die Tür.

Sie war dunkel gestrichen und verschlossen. Eine kleine Holztreppe führte hoch.

Suko prüfte das Holz. »Sieht nicht sehr stabil aus«, kommentierte er.

»Willst du sie eintreten?« fragte Sheila.

Der Chinese nickte. »Eine andere Möglichkeit gibt es für uns nicht. Geht mal zur Seite.«

Die anderen gehorchten.

Suko lief zurück, damit er einen langen Anlauf hatte. Dann startete er.

Johnny klatschte begeistert in seine kleinen Hände, als er den Chinesen auf die Tür zurennen sah. Mit dem rechten Fuß fand Suko noch die unterste Stufe, stieß sich ab und wuchtete mit vollem Gewicht gegen die Tür.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah es so aus, als würde das Holz dem gewaltigen Anprall standhalten. Es schien sich nur durchzubiegen, dann aber gab es splitternd und krachend nach.

Ein Loch entstand und gleichzeitig wurde die Hintertür aus den Angeln gerissen…

Suko stürzte in das Kabinett hinein, rollte sich dort ab und winkte. »Los, der Weg ist frei!«

***

Jane sah die Bewegung des Gnoms nicht. Er war wirklich ein Meister seines Fachs.

Sie sah nur die Klinge, die mit tödlicher Präzision auf sie zuschoß, aber dicht vor ihrem Gesicht abdrehte, in die Höhe stieg, dort einen Bogen schlug und in die Hand des Meisters zurückkehrte, wo es sicher aufgefangen wurde.

Eine Leistung, fürwahr!

Dieser Zwerg beherrschte nicht nur die Kunst der Illusion, sondern auch die Kunst des Messerwerfens.

Jane war entsetzt. Das Gefühl schien sich auf ihrem Gesicht zu zeigen, denn der Zwerg kicherte.

»Rechnest du dir jetzt noch eine Chance aus?« höhnte er. Dabei spielte er mit dem Mordinstrument, nahm die Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ die Klinge auf- und abwippen.

Jane raffte all ihren Mut zusammen, bevor sie die nächste Frage stellte. »Warum machen Sie nicht ein Ende?«

»Bist du so scharf darauf, zu sterben?«

»Nein, aber ich will mich auch nicht quälen lassen.«

Der Gnom lachte weiter. »Quälen? Vielleicht. Aber laß dir eins gesagt sein, Täubchen. Bisher war ich es gewesen, der immer nur einstecken mußte, nun bist du an der Reihe. Endlich kann ich den Großen, den Menschen, meine Macht beweisen. Sie haben mich immer verspottet, das ist nun vorbei. Die Zeit des Zwergs ist angebrochen. Mit Satans Hilfe lasse ich euch nach meiner Pfeife oder nach meinen Messern tanzen.« Er warf die Klinge hoch, rieb sich die Hände und fing die Waffe wieder auf. Dann erhob er sich.

Zum erstenmal sah Jane ihn in voller Größe. Wobei das Wort Größe übertrieben war, denn der Gnom hob sich kaum von seiner Sitzgröße ab. Es war lächerlich, ihn anzusehen, mit seinen überlangen Armen und Beinen, wie er sich in Bewegung setzte und auf die Detektivin zuschlenkerte, wobei alles an seinem Körper in Bewegung war.

Sein Gesicht war grausam verzogen. Eine entstellte Fratze, in der das Böse triumphierte.

Ein Messer behielt er in der Hand. Er spielte damit.

Und warf es.

So schnell, daß Jane keine Abwehrbewegung mehr machen könnte. Die Klinge zischte an ihrer Wange vorbei und hieb hinter ihr in die Wand, wo es zitternd steckenblieb.

Der Gnom lachte.

Das grüne Licht übergoß ihn und ließ ihn noch häßlicher erscheinen, als er ohnehin schon war.

Das nächste Messer hielt er bereits in der Hand.

»Wo willst du es hinhaben?« fragte er zischelnd. »Wo, mein Täubchen? Sag es.«

Jane verfolgte jede seiner Bewegungen. Sie selbst stand starr, aber ihre Augen rollten in den Höhlen. Sie ließ die Blicke auf Wanderschaft gehen, wollte am Gesicht des Zwergs ablesen, wie er reagieren würde.

»Welches Messer soll tödlich sein, Süße? Welches?«

»Fahrt zur Hölle!«

Da schleuderte er die zweite Klinge. Jane spürte den kurzen Lufthauch, mehr geschah nicht.

Der Zwerg hatte seinen Spaß.
Jane aber kreiselte herum. Noch hatte der Gnom sein drittes Messer nicht genommen, als die Detektivin den Griff einer Waffe, die in der Wand steckte, zu fassen bekam. Sie riß das Messer heraus und drehte sich blitzschnell.
»Da!« schrie sie und warf den Stahl.
Der Zwerg war überrascht. So sehr sogar, daß er nicht von der Stelle wegkam.
Und das Messer traf.
Es beschrieb einen kleinen Bogen, drehte etwas nach unten und hieb mit einem dumpfen Laut in den Oberschenkel des Gnoms.
Der kleine, haßerfüllte Mensch stand einen Augenblick wie festgeleimt. Er senkte den Blick und starrte auf den Messergriff. Ungläubig, mit weit aufgerissenen Augen. Er konnte nicht begreifen, wie so etwas möglich war, und er sah auch das Blut, das langsam aus der Wunde quoll und seine Hosenbeine näßte.
Da hatte er sich übernommen. Er wollte sein Spielchen treiben, doch die andere war ihm zuvorgekommen.
Sie hatte zurückgeschlagen.
Der Gnom ächzte. Dann packte er den Messergriff und riß die Klinge aus der Wunde. Sofort hob er den Arm, um die Waffe zu schleudern.
Jane war selbst überrascht gewesen. Sie hatte nicht mit einem Treffer gerechnet.
Deshalb starrte sie zu lange den Zwerg an, und dachte erst an die zweite Klinge, als der Kerl das Messer bereits aus seinem Oberschenkel gezogen hatte.
Jane riß sie aus der Wand und schleuderte die Waffe.
Diesmal wollte sie die Brust treffen, doch der Gnom war zu schnell. Trotz seiner Verletzung warf er sich geschmeidig zur Seite. Die Klinge verfehlte ihn.
Jane erstarrte.
Mit dem zweiten hatte sie ihre Chancen verspielt. Aber sie gab nicht auf.
Todesmutig stürzte sie nach vorn und rannte auf den Gnom zu. Und wenn sie ihn mit ihren eigenen Händen erwürgte, dieser Teufel, der selbst vor Kindern nicht stoppte, sollte nicht entkommen.
Der Zwerg hatte sich halb erhoben, als Jane Collins gegen ihn prallte. Der Wucht konnte er nichts entgegensetzen, der Aufprall riß ihn um.
Sie fiel auf ihn.
Sie schlug ihre Fäuste in das häßliche Gesicht, und der Zwerg kippte zurück.
Hart stieß sein Hinterkopf auf den Boden. Einen wilden Fluch schleuderte er der Detektivin entgegen.
Sie kämpfte weiter, ließ ihn nicht los und suchte mit einer Hand nach

einem der Messer. Wenn sie eins zwischen die Finger bekam, konnte sie den Kampf entscheiden.

Der Gnom merkte es.

Dann griff er an.

Jane fühlte sich plötzlich von seinen langen, affenartigen Armen umklammert und hochgehoben. Erst jetzt merkte sie, welch eine Kraft in diesem kleinen, verwachsenen Körper steckte. Der Zwerg hievte sie in die Höhe, obwohl er selbst auf dem Rücken lag, und, schleuderte sie dann von sich.

Jane flog durch die Luft und krachte mit dem Rücken gegen einen Spiegel, der jedoch nicht zerbrach, sondern hielt.

Der Gnom stemmte sich hoch. In seinen Augen flackerte es wild. Der Haß machte ihn unberechenbar.

Zwei Jahre ihres Lebens hätte Jane Collins für eine Pistole gegeben, doch die Astra hatte sie verloren. Sie lag irgendwo im Nebenraum.

Und der Gnom kam.

Er schlich schaukelnd und breitbeinig auf Jane zu. In beiden Händen hielt er jetzt die Messer. Die breiten Klingen glänzten gefährlich. Die Griffe schienen mit seinen Fingern verwachsen zu sein. Den Mund hielt er halb geöffnet.

Geifer tropfte daraus hervor.

»Dich bringe ich um!« keuchte er und kam humpelnd näher. Die Wunde machte ihm doch zu schaffen.

Vier Todesmesser blieben ihm noch. Jane begann zu schreien…

***

Zehn Gegner standen gegen mich.

Illusion oder keine? Acht davon waren nicht echt, aber die beiden echten hatten es in sich.

Die weibliche Person trug ein Beil, der Mann »nur« die Säge. Auch sie war gefährlich genug.

Jemand schlug nach mir. Ich zuckte unwillkürlich zur Seite, und das Beil verfehlte mich.

Es war nicht echt gewesen.

Ich reagierte mit dem Kreuz, hielt es in der linken Hand und stieß mit der Faust gegen das Mädchen mit dem Beil.

Die Hand fuhr hindurch.

Nichts.

Eine Illusion.

Ich bewegte mich zur Seite. Viel zu heftig, denn die Wunde brach wieder auf, und ich spürte das feuchte, warme Blut.

Jetzt kamen sie konzentriert.

Verdammt, wo sollte ich denn noch hin? Ich suchte nach einer Deckung, doch die gab es nicht.

Vielleicht die Spiegel?

Sie standen auf den Gestellen, waren zwar nicht handlich, aber ich mußte sie hochheben können. Gedacht — getan. Ohne auf mein blutendes Bein Rücksicht zu nehmen, hetzte ich auf einen Spiegel zu und packte das Gestell.

Das Wissen um die eigene Gefahr und um die, in der Jane schwebte, gab mir Kraft.

Ich hob den Spiegel samt Gestell hoch und schleuderte ihn den Figuren entgegen.

Er flog nicht hindurch, sondern bekam Widerstand, von zwei Personen, die keine Illusion, sondern echt waren.

Jetzt hatte ich sie.

Der Spiegel krachte zu Boden und zerbrach.

Ich aber hatte mir gemerkt, wer von den zehn Personen echt war und stürzte los.

Dann hatte ich Pech.

Ich übersah eine am Boden liegende Spiegelscherbe, trat darauf und rutschte aus.

Mein rechtes Bein wurde plötzlich sehr, lang, ich machte einen Spagat und lag flach.

Darauf hatten die beiden echten Menschen nur gewartet. Jetzt lag ich am Boden, meine Chancen sanken, und es war nicht die Frau, die auf mich zustürzte, sondern der Kerl.

Mit seiner Säge.

Er hielt das fuchsschwanzähnliche Mordinstrument an beiden Enden mit seinen Fingern gepackt und ließ sich auf mich fallen. Sein Gesicht war unbewegt, ich sah es dicht über dem Sägeblatt, das gegen meinen Hals gezielt war.

Blitzschnell wälzte ich mich zur Seite, lag jetzt auf dem Rücken, zog die Beine an und schnellte sie wieder vor.

Ich traf genau.

Tief wühlten sich meine Füße in den Leib des Kerls, der zurückgeschleudert wurde und hart auf den Rücken krachte. Dabei stieß er mit den Ellenbogen auf und verlor die Säge.

Ich sprang sofort hoch.

Ein stechender Schmerz wühlte sich durch mein Bein, denn bei der letzten Aktion hatte ich meine Wunde vergessen. Unwillkürlich knickte ich ein.

Diese Chance ließ sich das Mädchen nicht entgehen. Es hob das Beil und wollte mir den Schädel spalten.

Okay, ich hätte schießen können. Wäre ich sicher gewesen, Dämonen vor mir zu haben, bei Gott, ich hätte es getan. Aber dieses Mädchen und auch der junge Mann sahen mir beide zu sehr nach irregeleiteten Menschen aus, die vielleicht gar nicht mal wußten, was sie taten,

deshalb reagierte ich anders.
Mit einer geschickten Körperdrehung tauchte ich unter dem Hieb weg. Das Beil verfehlte mich.
Das Mädchen konnte den eigenen Schlag nicht mehr bremsen und taumelte in meinen Hieb.
Er trieb das Girl zurück.
Noch immer befanden sich die anderen Spiegelgestalten um mich herum, aber sie konnten mir nichts anhaben, und da ich wußte, wer mein Gegner war, konnte ich auch effektiver vorgehen.
Der Mann hatte sich erhoben.
Diesmal hielt er sein zweckentfremdetes Instrument am Griff fest und schlug nach mir. Es war leicht, dem Sägeblatt auszuweichen, trotz meiner Behinderung.
Dann hatte ich ihn.
Am Kragen bekam ich ihn zu fassen, drehte ihn herum und wuchtete meine Handkante in seinen Nacken.
Ich wußte; wohin ich zu schlagen hatte, um den Mann ins Reich der Träume zu schicken.
Er torkelte noch zwei Schritte vor, wurde weich in den Knien und fiel um. Blieb das Mädchen.
Es schleuderte das Beil. Fragen Sie mich nicht, wie ich es merkte. Vielleicht war es die Bewegung. Irgendwie ließ ich mich fallen, prallte zu Boden und sah den Schatten über meinen Kopf fliegen.
Das Beil drehte sich mehrmals um die eigene Achse, bevor es in die Wand hieb.
Es blieb nicht stecken, sondern fiel zu Boden.
Das Mädchen aber stand einen Augenblick starr. Ungläubig schaute es erst auf mich und dann auf die Waffe. Es war ihr wohl unbegreiflich, daß sie mich nicht getroffen hatte.
Zeit zum Überlegen ließ ich ihr nicht. Obwohl ich nicht so schnell vom Boden hochkam wie sonst, war ich doch bei ihr, bevor sie etwas unternehmen konnte.
Der Hieb mit dem Berettalauf traf genau.
Ich hatte so gefühlvoll wie nur möglich zugeschlagen. Ihr sollte nichts Schlimmes passieren. Sie riß die Augen weit auf, dann legte sich ein Schleier über ihre Pupillen, und das Girl sank langsam zusammen.
Ich fing sie auf, sie sollte sich beim Fall nicht noch verletzen.
Und plötzlich war ich allein.
Keiner der Doppelgänger befand sich neben mir noch im Raum. Nur eben die beiden Bewußtlosen.
Hatte ich die Klippe überwunden? Es sah ganz so aus. Aber ich erinnerte mich auch wieder an den Schrei.
Wenn Jane ihn ausgestoßen hatte, dann kam ich sicherlich zu spät,

um sie noch zu retten.

Plötzlich spürte ich den Herzschlag oben im Hals, und die Luft wurde mir knapp.

Dann rannte ich…

***

Johnny Conolly riß sich los. Bevor sein Vater oder Suko noch reagierten, war der Kleine verschwunden.

»Johnny, komm zurück! Hörst du nicht!« rief Sheila.

Nein, Johnny hörte nicht oder wollte nicht hören. Er lief in den Gang hinein, der düster vor dem dreijährigen Jungen lag. Er war schon einmal hier gewesen und kannte sich aus. Zudem trieb ihn auch eine innere Stimme an.

Das Kind hörte sie und spürte auch, daß sich jemand in Gefahr befand.

Plötzlich erschienen Bilder vor den Augen des Kleinen. Er sah Jane Collins am Boden liegen und den Zwerg vor ihr stehen, mit zwei Messern in den Händen.

Johnny bekam Angst. Er lief schneller.

Hinter sich hörte er die Stimmen der Erwachsenen. Sie wollten ihn zurückholen, doch der Kleine kümmerte sich nicht darum, das andere war stärker.

Auf seinen kurzen Beinen lief er durch den Gang, stolperte fast und fiel gegen eine Schwingtür, die durch sein Gewicht nach innen aufgedrückt wurde.

Johnny gelangte in den Raum, in dem Jane Collins um ihr Leben zitterte. Er betrat ihn ungefähr dort, wo zuvor der Gnom gesessen hatte, jetzt aber aufgestanden war, um Jane zu töten.

Sie sah ihn vor sich.

Diesen häßlichen Widerling, der alles daransetzte, um seine Rache zu erfüllen.

Aus der Wunde am Bein rann noch immer das Blut. Normales Blut. Es bewies Jane, daß sie keinen Dämon vor sich hatte.

Die Detektivin konnte sich ihrer Haut wehren. Sie beherrschte Judo und Karate, aber jetzt hockte sie am Boden und hatte alles vergessen, weil sie mit ihren Nerven am Ende war.

Das grüne Licht warf Reflexe auf die Klingen und machte das Gesicht des Gnoms noch häßlicher.

Sein fauliger Atem wehte Jane ins Gesicht, so nahe war der Zwerg schon herangekommen.

Dann hörten beide die Schritte. Der Gnom zuckte zusammen.

Er drehte sich und sah den Jungen.

»Was willst du mit Tante Jane machen?« fragte der kleine Johnny und schaute den Zwerg groß an…

***

Einen Atemzug lang schien die Szene zu erstarren. Auch Jane bewegte sich nicht, obwohl sie vielleicht die Chance gehabt hätte, ihren Gegner zu überwältigen, weil er abgelenkt war. Aber auch sie war von Johnnys Auftauchen viel zu überrascht.

Und diese Überraschung lähmte sie.

Der Zwerg aber atmete pfeifend. »Was willst du?« keuchte er. »Bleib da! Du solltest deine Eltern töten! Habe ich es dir nicht gesagt!«

Johnny begann zu weinen. »Nein!« schluchzte er. »Ich will nicht. Ich will sie nicht…«

»Halt deinen Mund!«

Da erwachte Jane aus ihrer Erstarrung. Sie schnellte hoch, legte beide Hände zusammen und ließ sie in den Nacken des Gnoms sausen. Es war ein harter Hieb, der den Zwerg zu Boden schleuderte. Er brüllte wie verrückt, überkugelte sich ein paarmal, doch er ließ seine verdammten Messer nicht los.

Eisern hielt er sie umklammert. Gleichzeitig lief Johnny los. Sein Ziel war der Gnom.

Jane sah es mit Schrecken. »Johnny!« schrie sie. »Um Himmels willen, nicht…«

Der Kleine hörte nicht.

Und der Zwerg richtete sich auf. Schaurig lachte er, als er den rechten Arm nach hinten bog, um die Messer dem Dreijährigen in den Körper zu schleudern…

***

Plötzlich peitschte ein Schuß. Und noch ein zweiter!

Beide Male zuckte der Gnom zusammen, denn er hatte die Kugeln voll mitbekommen.

Sein rechter Arm mit dem Messer sank langsam nach unten, und die Klinge rutschte aus seinen Fingern.

Ich hatte zuerst geschossen.

Und Suko das zweite Mal.

Wir waren zur selben Zeit aufgetaucht, von zwei verschiedenen Seiten. Und hatten sofort reagiert.

Für Jane wäre ich tatsächlich zu spät gekommen. Der kleine Johnny hatte der Detektivin das Leben gerettet.

Da wurde Suko zur Seite geschoben. Plötzlich rannte jemand an ihm vorbei.

Bill Conolly.

Ich sah auch Sheila, aber ich konzentrierte mich auf den Reporter. Er erreichte den Kleinen, umklammerte ihn und rannte mit ihm davon, denn der Zwerg war noch nicht erledigt.

Eine unheimliche Kraft hielt ihn auf den Beinen. Ächzend drehte er

sich um.

Und zum erstenmal sah ich sein Gesicht, in natura. Bisher kannte ich es nur vom Bild.

Sie unterschieden sich wirklich nicht. Beide waren überaus häßlich anzusehen. Er riß weit seinen Mund auf, ich sah die schwammige Zunge.

Ein undefinierbares Geräusch drang aus der Höhle hervor. »Satan!« gurgelte er, »Satan, hilf…«

Es war gespenstisch, nicht nur mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. »Satan…!«

Er hob beide Arme. Sein Blick glitt an mir vorbei. Der Gnom krümmte die Finger, und es schien, als wollte er sich irgendwo festhalten.

Dann brach er zusammen.

Das geschah urplötzlich, als hätte ihm jemand die Beine unter dem Körper weggezogen.

Schwer fiel er auf den Spiegel.

Wir wollten schon vorgehen, und Suko winkte mir bereits zu, als etwas anderes geschah.

Im Glas sah ich eine Bewegung.

Zuerst war sie kaum zu erkennen, nur eine leichte Trübung. Dann aber verdichtete sie sich und rotierte gleichzeitig um die eigene Achse.

Eine Art Windhose entstand inmitten des Spiegels.

Gleichzeitig veränderte sich auch die Oberfläche. War sie vorhin noch klar und blank gewesen, so wurde sie jetzt trübe, als wäre sie mit Schnee bedeckt.

Und sie warf Wellen.

Im selben Moment geschah etwas Unheimliches. Der Tote richtete sich auf, wuchtete seinen Oberkörper in die Höhe, stieß einen schrecklichen Schrei aus, hob die Arme und stand senkrecht auf der matten Fläche.

Nur seine Füße waren nicht zu sehen.

Die steckten in der Masse. Aus dem normalen Spiegel war ein magischer geworden.

So unerwartet wie der Schrei aufgeklungen war, verstummte er auch wieder.

Es wurde still.

Der Zwerg sank in sich zusammen. Sein Oberkörper fiel nach vorn. Wobei gleichzeitig noch etwas anderes geschah.

Ich hatte schon mehrmals mit ansehen können, wie einer meiner Gegner im Sumpf versank.

So war es auch hier.

Die Spiegelfläche glich einem Sumpf, die alles, was sich auf ihr bewegte, in die Tiefe zog.

Unsichtbare Hände hielten den Toten fest und gaben nicht auf. Sie zogen und zerrten ihn unerbittlich weiter. Der Gnom hatte den Satan angerufen, der Teufel holte ihn jetzt.

Gebannt schauten wir dem Ende des teuflischen Dieners zu. Und wir waren erleichtert. Dieser Gnom hätte in seinem Mordrausch vor nichts und niemandem kapituliert. Er hätte alle umgebracht. Auf sein Konto ging auch das Ableben von Ernie Lidell und Dave Morris.

Jetzt versanken auch die Arme. Bis zu den Ellenbogen steckten sie bereits in der Oberfläche, und immer weiter ging es, bis der Spiegel den Zwerg vollkommen verschluckt hatte.

Sofort veränderte sich die Beschaffenheit der Oberfläche. Sie wurde wieder glänzend.

Allerdings konnten wir uns nicht darin erkennen, sondern schauten hindurch in eine endlose Tiefe, die man mit unseren Maßen kaum erfassen konnte.

In diese Tiefe wurde der Zwerg hineingerissen. Sein Körper wirbelte davon. Arme und Beine schlugen um sich, er wurde kleiner und kleiner, war schließlich nur noch ein Punkt und verschwand vor unseren Augen.

Der Gnom existierte nicht mehr. Ich aber trat vor und warf mein Kreuz auf die Fläche.

Jeder von uns hatte auf eine Reaction gehofft, und wir wurden nicht enttäuscht.

Die Fläche zeigte die ersten Risse. Sie wurde auch wieder trübe. Und dann zerbrach sie.

Mit einem klirrenden Knall fetzte sie auseinander, während draußen auf dem Platz eine Explosion aufdonnerte.

Der kleine Wagen war ebenfalls mit in die Luft geflogen. Er und der Spiegel standen in magischer Verbindung. Aber nicht nur die beiden. Auch die anderen Spiegel innerhalb der Schaubude zerklirrten und wurden restlos zerstört.

Wir konnten zufrieden sein.

Ich besonders. Denn Jane Collins fiel mir in die Arme…

***

Später standen wir im Regen.

Der Wagen brannte noch immer, aber der Regen löschte jetzt die letzten Flammen.

Wir hatten einiges zu bereden. Ich erfuhr, wie Suko und Bill hierher gekommen waren. Am meisten interessierte mich natürlich Janes Grund.

Als sie berichtete, mußte ich den Kopf schütteln. Das Leben ging doch oft seltsame Wege.

War da noch das Paar.

Beide hatten Kopfschmerzen, aber beide lebten noch. Viel konnten sie nicht berichten. Sie waren, nachdem sie das Spiegelkabinett betreten hatten, plötzlich ohne Gedächtnis gewesen. Erinnern konnte sich niemand von ihnen.

Sie verstanden nur nicht, daß wir ihnen zum wieder gewonnenen Leben gratulierten. Dann gingen sie.

Ich rief die Mordkommission an.

Während die Conollys und Suko zurückfuhren, hockte Jane noch mit mir zusammen im Wagen. Wir sprachen weiterhin über den Fall, und ich erfuhr auch noch die letzten Zusammenhänge.

Es waren also wieder neue Gegner aufgetaucht. Die Zwerge. Diese an sich unglücklichen Menschen hatten sich zusammengetan und mit dem Satan einen Pakt geschlossen.

Eine schlimme Sache, die ich natürlich im Auge behalten wollte und auch mußte.

Dann meinte Jane: »Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.«

Ich schaute sie durch den Rauch der Zigarette an und bekam ein schlechtes Gewissen, weil ich an Nadine Berger dachte, mit der ich geschlafen hatte. »War eben viel unterwegs.«

»Und?«

»Wieso und?«

Jane lächelte. »Irgendwie bist du mir fremd, John. Du siehst übernächtigt aus.«

»Ich hatte auch einen verdammten Streß. Ein paar Tage Ruhe täten verdammt gut.«

»Willst du dich bei mir ausruhen?« fragte sie lächelnd.

Ich kniff ein Auge zu. »Wenn du das Telefon abstellst — ja.«

»Okay, wird gemacht.« Jane startete den Bentley. Sie sollte fahren, denn ich wollte mein Bein nicht übermäßig strapazieren und erst warten, bis die Wunde verbunden war.

Das geschah im nächsten Krankenhaus. Anschließend nahm ich Jane Collins beim Wort.

In den nächsten zwei Tagen war ich für keinen anderen zu sprechen. Nur Suko wußte, wo ich mich aufhielt. Und der hielt dicht…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 154 »Desteros Rache«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 116 »Der Traum-Dämon«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 139 »Im Land des Vampirs«